Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50	₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	—	₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	—	₰
Für einen Monat		1 M.	50	₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M.	6	₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	—	₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	—	₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	—	₰
Für einen Monat		2 M.	—	₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— M.	10	₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maxmiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

Gestohlenes Glück.

Gestohlenes Glück.

Novelle

von

W. N. Nemirowitsch-Dantschenko.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

Alois Markow.

Berlin 1889.
Verlag von A. Deubner.

I.

Geschichte
eines
häßlichen Mädchens.

So oft meine arme Mutter mich ansah, weinte sie. „Welch ein Unglück, daß Du ein Mädchen bist“ pflegte sie dann zu sagen „ein Mann darf häßlich sein, ein Weib niemals.“ Nur zu bald erfuhr ich die Wahrheit dieser Worte. Als ich noch die Schule besuchte, sahen mich die Kinder, die mir auf der Straße begegneten, so unaussprechlich neugierig an, wie es nur Kindern möglich ist.

„Mama, warum ist das Mädchen so häßlich?“ fragte einst ein kleines wohlgenährtes Knäblein die Dame, die es an der Hand führte.

„Das ist eine Strafe Gottes" erwiderte diese in geistreicher Weise „sie gehorcht nicht ihrer Mutter, darum bestrafte sie Gott."

„Wie häßlich!" hörte ich oft hinter mir rufen „sieh einmal das kleine Scheusal" sagten andere zu einander.

Die gebildeteren Leute schwiegen, aber wenn mein Ohr auch nichts vernahm, so besagten doch ihre Augen, ja der ganze Ausdruck ihres Gesichtes deutlich genug, wie erschreckend häßlich ich ihnen vorkommen mußte.

Und konnte ich mich überhaupt einer Täuschung hingeben? Sah ich denn mein Bild nicht selbst im Spiegel? Haben mich die Lehrer nicht stets in der Schule unbeachtet gelassen, um nicht gezwungen zu sein, in mein Gesicht zu schauen? Und doch war ich eine vortreffliche Schülerin. Mochte ich indessen noch so gute Kenntnisse an den Tag legen, niemals blickten mich die Lehrer so freundlich lächelnd an wie meine Mit-

schülerinnen, die ich an Verstand und Wissen alle übertraf. Frühzeitig grübelte ich über dies und jenes nach, tiefe Gedanken erfüllten schon damals meinen Kopf, als meine Altersgenossinnen nur an Spielen und Essen dachten. Zuweilen konnte ich mich bei der Unterhaltung sehr erhitzen, ich vergaß dann für einige Augenblicke meine Häßlichkeit. Ich entsinne mich noch eines Tages, wo ich in größerer Gesellschaft bei einer meiner Bekannten weilte. Damals war ich guter Laune, ich lachte und brachte die Anderen zum Lachen. Alles drängte sich um mich, ich fühlte mein Herz höher schlagen, es wurde mir unsagbar wohl zu Muthe.

Plötzlich hörte ich eine Dame zu ihrer Nachbarin sagen: „Wie geistreich und wie häßlich!“ Sie hatte sich der englischen Sprache bedient in dem Glauben, daß ich sie nicht verstehe. Ich schwieg sofort, der kurze Traum des Glückes war vorüber. Ich schämte mich,

die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt zu haben; weit besser war es, in der dunklen Ecke unbemerkt zu sitzen. Meine glücklichsten Stunden verlebte ich, wenn ich mit meiner Mutter allein war; sie hörte mir Stunden lang zu und plauderte mit mir wie mit einer Erwachsenen. Doch auch dann wurde ich zuweilen plötzlich verstimmt. „Was nützt mir mein Geist?" sagte ich zu mir selbst „Die Männer begehren darnach nicht." Lidotschka Schatilow war überall durch ihre phänomenale Dummheit bekannt. Man konnte ihr weis machen, daß Streichhölzer auf den Bäumen wachsen, daß man in der Moika oder der Ligowka einen Walfisch gesehen hätte, daß es eine besondere Art von Gänsen gibt, die von Natur aus mit Äpfeln gespickt sind. Sie war aber hübsch und lustig und die Kadetten und Zöglinge der Gymnasien umschwärmten sie.

Ich beschäftigte mich sehr viel mit Lesen.

Anfangs gab ich Romanen den Vorzug, später überkam mich bei ihrer Lektüre eine unendliche Traurigkeit. Wie konnte es auch anders sein, da doch die Heldinnen sämtlicher Bücher mit sicherer Regelmäßigkeit durch ihre Schönheit zum Glücke gelangten. Ich wählte fernerhin nur noch ernste Schriften; die Leute freilich schüttelten darob den Kopf und selbst meine Mutter verstand mich nicht. Meine Empfindungen hielt sie für Herzensleere.

„Welch ein sonderbares Kind bist Du Olga!" sagte sie oft unzufrieden zu mir „bei Deiner Jugend solltest Du mehr Fantasie haben."

Ach, sie wußte nicht, daß ich nur zu viel Einbildungskraft besaß. Wenn sie zu Bett ging — und sie ging stets frühe zu Bett — löschte ich die Lichter aus und die Augen geschlossen träumte ich, daß ich schön, reich und glücklich sei. Wie in alten Zaubermärchen lächelte mir alles zu, die Bäume gaben ihren

dunklen Schatten nur meinetwegen, hell leuchtete die Sonne durch das grüne Dickicht und umgab mich mit ihrem goldenen Schein; um mir zu gefallen, öffneten die Blumen ihre Kelche, meinetwegen ließ die Nachtigall ihre süßen Weisen erklingen. Freundlich schauten die Sterne von ihren unerreichbaren Höhen auf mich herab, nur mir zu lieb ließ der Mond sein silbernes Licht erstrahlen. Und die schlummernden Wellen des stillen Sees, der Hain an seinen Ufern und die hohen Bergspitzen in der Ferne, sie alle grüßten mich, als wären sie nur geschaffen, um mich zu erfreuen. Meine Person aber umschwärmten Ritter und Helden. Ganze Ströme Blutes (so blutdürstig und unbarmherzig war ich in meinen Träumen) wurden vergossen, um einen huldvollen Blick aus meinen Augen zu erhaschen — und ich ging an allen vorüber, unerreichbar, erhaben, voll des tiefen Bewußtseins meines Wertes. Oder bald schien es mir

in meinen Träumen, ich liebte und würde geliebt. Ich war gerade fünfzehn Jahre alt, dabei früh entwickelt und oft fühlte ich in mir die heiße Lebenslust brennen. Manchmal in meiner Einsamkeit dichtete ich selbst Verse und las sie laut vor, in Gedanken mir vorstellend, daß einer meiner Verehrer so deklamierte, zweifelsohne auf den Knieen liegend. Denn anders wie auf den Knieen that ich es nicht. Ich quälte ihn beharrlich, unaufhörlich zankte ich mit ihm, unsäglich ließ ich ihn leiden, ja sogar weinen wollte ich ihn sehen. Je mehr ich mir das Glück im Traum erborgte, desto schonungsloser wollte ich meine eingebildeten Anbeter behandeln, die mir als der Inbegriff von Zahmheit und Sanftmuth erschienen.

„Wenn Du wenigstens reich wärest!" äußerte einst meine Mutter unwillkürlich.

„Wie so?" fragte ich erstaunt.

„O, dann würdest du sicher begehrt. Das

Geld läßt die Männer über vieles hinwegsehen.

Eine schöne Liebe fürwahr, des Geldes wegen, nach solcher Liebe gelüstete es mich nicht. Indessen genügten diese wenigen Worte, um mir die größte Verachtung gegen alles, was reich hieß, einzuflößen. Und welche Gestalt nahm oft diese Verachtung an! Gerne träumte ich, daß ich Königin sei, aber nicht im Sinne unserer Zeit, wo die Königin selbst einen Beaconsfield nicht verteidigen kann, nein, ich wollte Herrscherin sein, wie es einstens Königin Elisabeth war. Weshalb? gewiß nicht aus tyrannischen Gelüsten. Ich malte mir es vielmehr aus, wie ich die Todesurteile für die Reichen und Schönen unterschreiben wollte, wie diese Apollo-Köpfe unter der Hand des Henkers fallen, diese Züge idealster Schönheit im Todeskampfe verzerrt sein sollten. O, es war mir eine wahre Wollust, die Schönheit und den Reichtum leiden zu sehen.

Jetzt schäme ich mich, dies einzugestehen, aber damals war es mein Denken und Sinnen. O gewiß! Mit jedem Tage wurde ich schlimmer, wenn auch meine Natur ursprünglich gar nicht bösartig war. Alles, was von dem launischen Schicksal übel bedacht worden, alles Unglückliche und Verfehlte fand in mir eine warme Verteidigerin. Entstellte Menschen und Ungeheuer an Häßlichkeit gingen niemals von mir, ohne eine milde Gabe oder ein Wort des Trostes mitzunehmen. Ich bedauerte in ihnen mich selbst. Trotz allem fühlte ich mich im Grunde meines Herzens zu dem, was man gut und edel nennt, hingezogen. Während andere Kinder meines Alters sich ein Vergnügen daraus machten, die Tiere zu quälen, behandelte ich sie stets mit Freundlichkeit, ja Liebe. Ich weiß noch, wie ich kranke Kätzchen pflegte und kleine Hunde aufzog. Als ich größer wurde, lebte ich mit meiner Mutter in beständigem Streit, denn

niemals kam ich nach Hause, ohne irgend ein schmutziges, hungriges Tier mitzubringen, und nur darum, weil es mit dem Schwanze wedelnd so gar vertrauensvoll mir in die Augen blickte.

„Niemand liebt dich, alles hat dich verlassen" rief ich dem armen Tiere zu und dumme Thränen traten mir in die Augen. Ein schmerzliches Gefühl bewegte meine Brust. „Niemand liebt dich!" Wem galten diese Worte? dem Hunde oder mir? ich glaube, allen beiden.

Ihr, die ihr verwundert über mein hartes Denken und Reden mich kalt und böse schaltet, ihr wußtet nicht, wie tief unglücklich ich war. Hättet ihr mich in jenen schlaflosen Nächten gesehen, als ich, das Herz bis auf den Tod verwundet im Bette fieberte, dabei mein Gesicht tief in die Kissen drückte, damit niemand mein Schluchzen höre, hättet ihr mich auf dem Balkone sitzen sehen in Gedanken versunken, ob es denn nicht besser wäre, hinabzustürzen und so auf

einmal all dem Elend ein Ende zu bereiten, ihr hättet das arme, häßliche Mädchen bedauert, aber nicht böse genannt. Woher denn auch sollte die Herzensgüte und Herzenswärme kommen, deren Mangel ihr mir beständig vorgeworfen? Sah ich denn nicht auf der Straße die verächtlichen Blicke, zitterte ich denn nicht vor ohnmächtiger Wut, wenn ich höhnische Bemerkungen über mich machen hörte? War es vielleicht für mich ein Geheimnis, warum meine Freundinnen niemals auf mich eifersüchtig wurden? Einst war ich zufällig Zeuge eines bezeichnenden Auftrittes. Es war in Pawlowsk. Ich saß allein auf meiner Bank, unsichtbar, denn dichtes Gesträuch verbarg mich vor den neugierigen Blicken der Menschen. Ganz in der Nähe saß meine Freundin, die erst vor kurzem einen sehr hübschen jungen Mann geheiratet hatte, und plauderte mit ihm. O wie ich diesen reizenden Lockenkopf mit den schönen

blauen Augen im Gesicht haßte! Mit welchem Vergnügen hätte ich ihm seinen wohlgepflegten Bart, Haar für Haar, herausgerissen!

„Bist Du denn auf jedermann eifersüchtig?" fragte er „schäme dich doch."

„Jawohl" erwiderte sie „auf alles, sogar auf die Luft, die du einatmest, auf die Erde, die du betrittst, gewiß, auf alles bin ich eifersüchtig."

„Nun" sagte er „auch auf Olga Maximow?" Beide lachten laut, man konnte dieses Lachen nicht boshaft nennen, viel eher gutmütig und mitleidig. Aber das schmerzte eben noch mehr.

„Auf sie? Aber kann man denn auf ein so häßliches Mädchen eifersüchtig sein? Sie ist nicht nur häßlich, sie ist entsetzlich. Aber sie hat ein gutes Herz."

O mit welchem Genusse hätte ich in diesem Augenblick als allmächtige Elisabeth die beiden köpfen lassen! mit welcher Lust hätte ich aus

den Fenstern des Towers zugeschaut, wie der hübsche Kopf zittern und das schöne Gesicht verzweiflungsvolle Grimassen schneiden würde. Und im nächsten Augenblicke nach solchen Gedanken grausamen Hasses und ungezähmter Bosheit weinte das „Scheusal" in seinem schattigen Winkel bitterlich. Und während ihre Thränen heiß zur Erde quollen, schien die Sonne hell, sangen die Vögel lustig im Grünen, hoben die Blumen ihre Köpfchen, als wollten sie sagen: warum weinst Du? kannst Du Dich nicht an uns erfreuen? Sieh einmal, wie hübsch wir sind. Ich aber zertrat die Blümchen und zerpflückte die Köpflein der Levkoyen und Rosen: sie waren der nächstliegende Gegenstand, der das Opfer meines Zornes werden konnte.

„Da habt ihr es! da!" wiederholte ich fortwährend und bildete mir ein, daß ich an Statt der Blumen Menschen vor mir hätte.

Eine ähnliche Scene spielte sich bei dem

Photographen ab. Eines Tages entschloß ich mich plötzlich, mich photographieren zu lassen. Gewiß, niemand begehrte das Bild eines so häßlichen Wesens, aber trotzdem ließ ich mich photographieren. Die Bilder wurden schrecklich. Man hatte mir nicht geschmeichelt, allein das würde mich gleichgiltig gelassen haben, jedoch den Bildern fehlte überhaupt jede Ähnlichkeit mit meiner Person. Ich sagte dies dem Photographen, worauf er ärgerlich wurde und die Bilder auf den Tisch warf.

„Als ob hier etwas besser zu machen wäre!" meinte er zu einem hübschen jungen Mädchen gewendet, das daneben saß und ein Bild retouchierte. Diese lächelte und zuckte die Achseln. Es lag so viel Verachtung in ihrer Bewegung, daß ich dem Weinen nahe war.

Die Zahl der von mir im Geheimen zum Tode Verurteilten wuchs um zwei, doch Ihre Majestät fühlten sich dadurch nicht erleichtert.

So oft ich mich im Restaurant an einem Tische niederließ, wechselten die jungen Leute in meiner Nähe ihren Platz. Eines Tags wollte ich mit meiner Mutter im Gasthof zu Mittag speisen. Kein Tisch war ganz unbesetzt. Mit Mühe verschaffte uns der Kellner an der Seite eines älteren Herren, der in einer Zeitung las, Platz. Als dieser das Blatt aus der Hand legte, geruhte er den Blick auf uns zu richten. Ich hatte die Gewohnheit, jedermann voll ins Gesicht zu schauen. Der Ausdruck der Überraschung, den die Miene des Herrn zeigte, wich bald dem des Mißvergnügens. Er warf einen Blick auf das Publikum, den ich bei meiner früh entwickelten psychologischen Beobachtungsgabe nicht mißdeuten konnte, zumal mein gerechtfertigter Argwohn das Seinige dazu beitrug. Der Herr hegte offenbar die Befürchtung, man möchte mich für eine seiner Bekannten halten und glauben, ich sei mit ihm gekommen. Nach

einigen Minuten erhob er sich linkisch und setzte sich an einen anderen Tisch. Wir hatten nun zwar mehr Platz, aber der Appetit war mir vergangen. Und so ging es überall. Auf der Straße grüßten mich Bekannte nur, niemals aber kamen sie auf mich zu und unterhielten sich mit mir. Hinter Lidotschka Schatilow lief ein ganzes Rudel her. Da rennt ein Stutzer, der es scheinbar eilig hat, nach Hause zu kommen, aber siehe da, er bemerkt das hübsche, dumme Mädchen und schließt sich ihr an. Mir gab Niemand das Geleite. Das durfte auch kein Mensch wagen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ausgelacht zu werden. Einst hatte meine Freundin mir im Club ihren Kavalier abgetreten. Sie schien desselben überdrüssig geworden zu sein, da er ihr zu viel schwatzte.

„Reichen Sie Ihren Arm Fräulein Marimow" sagte sie.

Es war wirklich sehenswert, wie sich die strahlende Miene des guten Herrn plötzlich veränderte. Er schritt an meiner Seite, als ginge es zum Tode. Und wie schweigsam wurde er plötzlich, als hätte er seine Zunge verloren! Ich fühlte, daß er mich in diesem Augenblicke haßte und doch ließ ich seinen Arm nicht fahren, ja ich klammerte mich an ihn an. Es bereitete mir ein boshaftes Vergnügen „Da hast du es!" dachte ich bei mir „nun sieh' einmal zu, wie es ist."

„Wollen Sie vielleicht Platz nehmen?" fragte er mich mit einschmeichelndem Tone. Auf seinem Gesichte stand der Wunsch geschrieben: wenn sie sich doch nur setzen wollte!

„Nein, ich danke. Ich habe heute schon viel gesessen." „Ich glaube, da spielt bereits die Musik" begann er von neuem und blickte voll Hoffnung nach der Thür des anderen Zimmers. „Gewiß, mag sie spielen. Es sind die alten

Melodien, die man längst satt haben sollte. Und Sie selbst bemerkten ja vorhin, daß Sie die Musik nicht lieben."

„Wie kann ich mich von ihr befreien? was gibt es für ein Mittel?" Dahin nur zielten die Gedanken des Armen.

Endlich fühlte ich Erbarmen mit ihm und gab ihn frei. Es war ein Schauspiel, mitanzusehen, wie eilig er von der Unglücksstätte floh.

Die Zeit verging, ich wurde zweiundzwanzig Jahre alt; mein Äußeres hatte an Schrecklichkeit noch zugenommen, sofern dies überhaupt möglich war. Ich führte ein höchst sonderbares Leben. Mein Sinnen und Träumen begann in mir den Menschenhaß zu erzeugen. Der Tag war für mich eine Last und Qual. Wie ihn andere ersehnten, harrte ich jener Stunde wo ich mein Bett aufsuchen konnte und die rauhe Wirklichkeit um mich her verschwand.

Dann erschloß sich mir das Reich der Träume und Fantasieen. Und in welch prächtiger Weise! Ich war so unendlich glücklich. So oft ich dann wieder erwachte, seufzte ich darüber, daß der Tag so früh anbricht und daß man nicht ewig schlafen kann. Ähnlich, so dachte ich bei mir, muß es bei den unglücklichen Gefangenen, die in Kerker und Ketten liegen, ergehen. Der Schlaf beglückt sie, sie leben eigentlich nur im Schlafe. Der Unterschied zwischen mir und ihnen, die aller menschlichen Rechte bar sind, ist nicht groß. Auch ich war aller Rechte und Vorzüge, die Frauen genießen, beraubt. Und zwar für immer, ohne Aussicht, daß es anders werde! Ihnen winkte noch eine Hoffnung, die Begnadigung, mir war nicht zu helfen. Nur der Tod konnte mir Erlösung bringen. Der Tod? O, wenn es nur nicht gar so schwer wäre, mit zweiundzwanzig Jahren zu sterben, selbst für das häßlichste Geschöpf!

II.

Die

Häßlichkeit unter der Maske.

Und doch liebte ich.

Wenn ich wüßte, daß meine Aufzeichnungen in eines anderen Hände gelangen könnten, so hätte ich diese Worte niemals geschrieben. Ich und lieben! Die Häßlichkeit selbst! Das ist doch gewiß lächerlich, sehr lächerlich. Ich hätte selbst gelacht, wäre mir nicht das Weinen näher gewesen. Mir stand mein Leiden und Elend unverhüllt vor Augen. Und wie absichtlich habe ich ein für mich unerreichbares Wesen in mein Herz geschlossen! Es war das einzig Richtige. Wen ich auch lieben mochte, erreichen konnte ich doch nichts; so zog ich es

vor, einen Mann zu lieben, dessen Gegenliebe zu erringen von Anfang an aussichtslos war.

Er war ein Künstler, beliebt, reich, jung und schön. Ein wahrer Sagenkreis hatte sich um ihn gebildet. Doch mochten auch die Einzelheiten Lüge sein, jedenfalls wurde sein Name nicht ohne Grund stets neben dem der hübschesten Frauen genannt. Die eine sollte seinetwegen ihren Mann verlassen, die andere aus dem Hause entflohen, die dritte sich vergiftet haben. Natürlich war alles Lüge. Zweifellos hatte er großen Erfolg bei den Frauen, aber er wußte sich stets so zu benehmen, daß die Klatschgeschichten und Schwätzereien, die über ihn im Umlauf waren, niemals das Richtige trafen. Allen gefiel an ihm eine gewisse nachlässige fast beleidigende Art, die Frauen zu behandeln. Er blickte sie nie voll oder gar lange an, sondern ließ sein Auge nur so obenhin auf ihrem Gesichte ruhen. Immer war seine Gleichgiltigkeit die

selbe. Man konnte nicht einmal sagen, daß er sich langweilte, es ließ ihn nur alles kalt. Unwillkührlich fühlten die Leute, daß er ihnen überlegen war. Es haßten ihn auch sehr viele, aber dieser Haß ließ ihn nicht minder kalt als alles andere. Des Öfteren griffen ihn die Zeitungen an, ohne daß sie es vermochten, ihn in seiner vornehmen Ruhe zu stören. Nur in den Augenblicken der größten Erfolge ließ er sich herab, herzlicher und zugänglicher zu werden. — Ich war ihm nicht vorgestellt, hörte aber sehr viel von ihm. Ich konnte ihn lieben. Würde ich nachher mit ihm bekannt geworden sein so hätte ich es nicht gewagt. Aber wer kann einem Wurm verbieten, in heißer Anbetung zum glänzenden Himmelsgestirn aufzublicken? Der Stern erfährt es doch niemals, so brauchte sich der Wurm nicht einmal zu schämen. Jenen Abend werde ich niemals vergessen. Ich war mit meiner Mutter in der Großen Oper. Man

gab die „Puritaner“. Er saß vorn in der Loge. Meine Stimmung schwankte zwischen Traurigkeit und ausgelassener Freude hin und her. In Gedanken ließ ich meine Hand durch sein lockiges Haar gleiten, meinen Arm auf seine starken Schultern sich stützen. Bis zum Beginn der Oper stand er und beugte sich über die Logenbrüstung vor. In Gedanken versunken lächelte er. In diesem Augenblick war sein Blick unabsichtlich auf mich gerichtet. Er schien mich gar nicht zu bemerken, und doch war ich ihm für sein Lächeln unendlich dankbar. Mit Willen hat er noch Niemanden so herzlich und schmeichelnd zugelächelt. — Ein Zufall führte uns so an einem Orte zusammen. Näher werden wir uns vielleicht niemals sein. Meine Nerven waren sehr angespannt, ich wollte zu gleicher Zeit weinen und lachen. Und da klang von der Bühne her, wie für diesen Augenblick ersonnen, die wundervolle Cavatine:

Ah, per sempre io fi perdei,
Fior d'amore, fior d'amore, la mia spéranza,
E la vita che s'avanza,
Sara piena di dolor . . .

Mir schien es wirklich, als ob ich ihn auf ewig verlieren sollte, ihn, den ich doch niemals mein eigen genannt hatte. Meine Zukunft stand düster vor mir, meine Augen füllten sich mit Thränen und Wehmut ergriff mein Herz.

„Wohin gehst Du nachher?" fragte ihn sein Nachbar während des Zwischenaktes.

„Ich weiß es noch nicht."

Kein Wort, das er sprach, keine Bewegung, die er machte, entging mir.

„Wir wollen auf den Maskenball. Der Abend ist doch schon so wie so verloren. Nehmen wir einen Wagen!"

„Wo ist heute Maskenball?" gab er gähnend zur Antwort. Es schien ihm gleichgiltig zu sein, wohin man ihn schleppte.

„Im Kaufmannsklub."

„Meinetwegen fahren wir dorthin! Ich habe den Ort schon lange nicht mehr mit meiner Gegenwart beehrt. Es herrscht immer ein langweiliger Ton, die Masken sind alle unerträglich fad. Nun egal, es bietet wenigstens Zerstreuung und etwas Geräusch. Wir fahren hin.“

Ein großartiger Gedanke kam mir plötzlich. Sonderbar, daß ich daran nicht schon früher dachte! Warum hatte ich denn niemals einen Maskenball besucht? Dort bin ich ja in der Lage, unter der Maske alles zu genießen, was mir das Schicksal sonst versagte. Alle werden mich geistreich finden, ja unter der Maske würde man vielleicht eine Schönheit vermuten. Ich habe eine hübsche Hand, einen kleinen, zierlich gebauten Fuß und mein Gesicht, dieses schreckliche, unselige Gesicht wird unsichtbar bleiben. Jetzt bietet sich mir die Gelegenheit, meine Rechte als Frau geltend zu machen. Ich

schwelgte doch bisher in meinen Träumen und hier sollte mir die schöne Wirklichkeit erstrahlen. Ja, in der That, ich war entschlossen.

Meine Mutter gab meinem Drängen nach, ich ließ sie bis zum Schluß der Oper allein und begab mich nach Hause. Unterwegs kaufte ich mir eine Maske. Als ich vor den Spiegel trat, lachte ich vor Entzücken laut auf. Vor mir stand ein ganz fremdes Wesen. War ich denn wirklich das anmutige, allerliebste Mädchen mit der reizenden Taille und den schönen, in schwarze Handschuhe gehüllten Händen? War denn wirklich meine abscheuliche Nase, meine Grauen erregenden Gesichtszüge und meine häßliche Stirne ganz und gar unsichtbar? Merkwürdig, unter der einfachen Maske brannten die sonst so farblosen Augen in seltsamen Feuer, ein fremdes Leben strahlte aus ihnen hervor. Ich werde gewiß Erfolg haben. Nun, meine Herren, sind Unsere Gnaden begierig, was Sie

sagen werden. O, wie will ich diese Männer quälen und hintergehen! Geschwind, fort von hier! — Später hatte ich wiederholt solche Maskenbälle besucht, bei diesem ersten Male aber schien es mir, als würde ich von einem Sturmwind erfaßt, der mich weder atmen noch umschauen ließ. Wie schlug mir das Herz, als ich die Treppe hinaufstieg! Der alte Portier, den ich fragte, ob man hinein dürfe, lachte mich aus. Ich weiß nicht mehr, wer mir den Mantel abnahm und die Garderobenummer in die Hand drückte. Eine Reihe Masken, die im Vorzimmer warteten, bemerkte ich gar nicht.

„Ohne Billet ist der Zutritt nicht gestattet.“ Mit diesen Worten wurde ich an der Thür angehalten.

„Ach Gott, ich vergaß es ganz und gar... Wo sind die Billete zu haben?“

„Gleich hier.“

Ich begab mich an die bezeichnete Stelle.

„Willst Du Dir denn selbst ein Billet kaufen.“ rief mir ein Herr in weißer Halsbinde und mit dem Chapeauklaque in der Hand zu.

Ich wandte mich von ihm ab, das ungewöhnliche „Du“ berührte mein Ohr unangenehm. Nachher erst besann ich mich, daß es so die Sitte heischt.

„Ja“ erwiderte ich kurz.

„O erlaube mir lieber, Dir diesen Dienst zu erweisen. Ich habe ein Billet für Dich und will Dein Begleiter sein.“

Ich maß ihn mit einem prüfenden Blick. Für das Debüt war er gar nicht so übel. Mein Cavalier sah hübsch, jung und stattlich aus.

Er reichte mir seinen Arm, ich trat an seiner Seite in den Saal. Ein ganz neues Gefühl bemächtigte sich meiner. Noch niemals hatte Jemand meinen Arm so gedrückt und es war keine unangenehme Empfindung, die mich dabei überkam. Ich verspürte eine un-

gewohnte Wärme, mein Kopf schwindelte mir. Halb unbewußt preßte ich meine Brust gegen seinen Arm, schmiegte mich enge an ihn heran und zitterte, ohne auf die Gemeinheiten zu hören, die er mir zuflüsterte.

Die strengsten Moralisten werden mich nicht verdammen. Ich genoß ja zum ersten Male das Leben, bis zu dieser Zeit wußte ich nicht, was leben heißt. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt und alles Glück war mir nur aus Träumen bekannt. Diese Träume wurden nun zur Wirklichkeit. War es da zu verwundern, daß ich mich nicht ganz zu beherrschen vermochte?

Nur zuweilen fühlte ich mich beleidigt. Hatte ich doch mein ganzes Glück nur der Maske zu verdanken! Aber wer wird mich zwingen, die Maske abzunehmen? Aus freien Stücken that ich es gewiß nicht. Nur der eine Gedanke versetzte mich in Angst: wie, wenn die Maske

von selbst herabfiel? Bebend hielt ich sie mit der Hand fest.

In den Sälen war es heiß, die Musik spielte, Hunderte von Menschen spazierten hin und her. Man redete mich an. Anfangs kam mir alles etwas fremdartig vor, doch bald gewöhnte ich mich daran. Meinen Cavalier hatte ich längst aufgegeben, er war zu dumm und sprach sofort von einem Abendessen bei Borell. Mir lag jeder Gedanke an dergleichen fern. Heiß und rasch floß das Blut in meinen Adern, ich fühlte, wie mir unter der Maske das Gesicht brannte. Mein Gang wurde immer lebhafter. Und in der That, Niemand bemerkte meine Mängel, nur meine Vorzüge traten hervor. Was für eine herrliche Zerstreuung ist doch so ein Maskenball! Er ist für Häßliche und vom Schicksal mißgünstig Behandelte wie geschaffen.

„Was für eine graziöse Figur!" hörte ich rechts und links rufen.

„Was hast Du doch für ein reizendes Händchen, schöne Maske!“ sagte Jemand.

„Wie unmenschlich, ein solch langes Kleid anzuziehen!“ rief ein anderer.

„Warum?“

„Weil Deine schönen Füßchen ganz versteckt sind.“

Ich konnte kaum mehr atmen, so aufgeregt war ich. Alles, wovon ich geträumt hatte, ging in Erfüllung. Wie kam ich nur zu dieser Ungeniertheit? Binnen kurzem lief mir ein ganzer Haufen nach. Ich sprach sehr viel, ich lachte und alle lachten mit.

„Das ist die geistreichste Maske!“ tauschten sie unter einander ihre Gedanken aus „hört sie nur an.“

Nur einmal, ich will es beichten, verspürte ich ein boshaftes Verlangen. Man umringte mich, fade Complimente, die mich nur ihrer Neuheit wegen interessierten, ergossen sich wie

ein Sturzbach über mich. Plötzlich fuhr mir die wahnsinnige Idee durch den Kopf: Nimm die Maske ab! Zeige dich ihnen in deiner ganzen Häßlichkeit! Erlebe das Schauspiel, wie Du das ganze Rudel verscheuchst. Und schon war meine Hand an der Maske. Noch eine Minute und sie wäre gefallen. Der boshafte Gedanke machte mich ganz warm, zum Glück erschien in der Ferne Wolynsky. So hieß nämlich mein Abgott. Er trat direkt auf uns zu.

„Hier ist sie!" rief man ihm zu.

„Höre, Maske, man hat mir gesagt, Du seiest sehr gefährlich."

Er redete mich an. Nun, Olga, halte Dein Glück fest, laß es nicht aus den Händen! Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete, ich weiß nur, daß alle um mich her lachten. Das reizte ihn. Zwischen uns entbrannte so eine Art Duell in Worten. Der erwähnte Künstler ärgerte

sich, daß ihm nicht die übliche Verehrung entgegengebracht wurde. Er bemühte sich, in das Lachen der anderen einzustimmen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Übrigens klang dann und wann aus meinen Worten so viel Zärtlichkeit heraus, daß er mich fragend anblickte.

„Noch Niemand sprach so zu mir. Weshalb bist Du so kriegerisch gestimmt?" Mit diesen Worten führte er mich fort. O wie gerne hätte ich anders mit ihm geredet! aber ich durfte es nicht.

„Hier ist Jemand, der Dich kennt" sagte er zur Seite schauend.

Ein kalter Schauer erfaßte mich, ich trat etwas weiter in die Dunkelheit zurück, meine Hand zitterte, ich überlegte, ob ich nicht fortlaufen sollte.

„Fürchte Dich nicht, er hat Deinen Namen nicht verraten."

„Was sagte er dann?"

„Er sagte, daß Du ungemein schön seiest, zwar etwas excentrisch angehaucht, im Übrigen aber tadellos. Du bist achtzehn Jahre alt, singst prächtig, ja hast sogar die Absicht, Dich zur Sängerin auszubilden."

Ich werde für eine andere gehalten, Du hast es nicht erraten, hätte ich fast ausgerufen, doch hielt ich noch rechtzeitig die vorwitzige Zunge im Zaum.

Wolynsky schien sich trotz der Gleichgiltigkeit, die er allem gegenüber zur Schau trug, für mich sehr zu interessieren.

Du bist ungemein klug, versicherte er mir wiederholt „mit Dir kann man sich nicht langweilen."

Gegen Ende des Abends schien er von mir hingerissen zu sein. Es konnte mir nicht entgehen. Sein Gesicht glühte, seine Augen brannten, die Blasiertheit und Gleichgiltigkeit, die er sonst an den Tag zu legen beliebte, war ganz und gar verschwunden.

„Ich will leben" rief er aus.

„Das ist auch mein Sehnen" murmelte ich „es ist hier dumpf."

„Aber weißt Du, wie ich zu leben wünsche? So, — daß das Leben aus allen Poren meines Organismus wie ein Quell hervorsprudelt, daß die Brust tief aufatmet, als ob nie ein Alp auf ihr gelastet hätte. Mehr Luft, mehr Luft!

Weg mit allem Verstand und aller Überlegung!

Ich sank in den nächsten Sessel, noch ein Schritt und ich wäre zu Boden gestürzt. Alles drehte sich um mich her.

„Höre" flüsterte er mir zu „wir wollen auf Sitte und Anstand ganz und gar verzichten. Wir wurden originell bekannt, wir wollen auch originell schließen. Ich kenne Dich nicht, Du mich nicht. Sollte denn das Glück größer sein, wenn man sich zuerst kennen gelernt hat? Willst Du? Hier meine Hand: alles gegen alles!"

Seine Hand drückte die meinige so stark, daß sie mir wehe that. Eine Flamme schien in mir zu lohen, das Herz schlug so schnell, als wollte es die Brust zersprengen. Ich fühlte, wie meine Lippen plötzlich trocken wurden, meine Kniee zitterten, es wäre mir in diesem Augenblicke unmöglich gewesen, aufzustehen.

„Alles gegen alles! Hörst Du? Wir wollen diesen Saal verlassen, ein Wagen erwartet uns unten.“

„Wohin?“ vermochten meine Lippen nur hervorzubringen. In meinem Kopfe tanzten die Gedanken in wildem Chaos umher, in meinen Ohren klang ein unverständliches Summen.

„Zu mir“ flüsterte Wolynsky.

Noch eine Sekunde und ich hätte völlig den Kopf verloren. Zum Glück stellte ich mir mich selbst ohne Maske vor. Das gab mir die Fassung wieder.

„Nicht heute ..“

„Wann denn?"

„Das nächste Mal, am nächsten Maskenball."

„Du wirst mich hintergehen."

„Nein."

„Dein Wort darauf."

„Ja, doch auch Du mußt mir Dein Wort geben."

„Weshalb?"

Niemals zu verlangen, daß ich die Maske ablege. Ich will nicht, daß Du mich kennst."

„Das gefällt mir sogar ... das ist ja ungemein originell."

„Niemals wirst Du fragen, wer ich bin?"

„Niemals."

„Du wirst mir nicht folgen?"

„Nein. Aber warum soll ich nicht heute schon glücklich sein?" Seine Augen brannten, gleich einem Tier hätte er sich jetzt gerne auf mich gestürzt.

„Ich muß mir alles überlegen. Du gefällst

mir, — heiraten will ich nicht, ich bin noch Jungfrau". Er drückte mir wiederum so stark die Hände, daß ich vor Schmerz aufschrie.

„Du mußt also die Chancen im Auge behalten: ich gebe Dir alles hin, Du aber hast dafür heilig meine Bedingungen zu erfüllen."

„Ich bin ein ehrlicher Mensch."

Niemand war mehr im Zimmer. Es war schon ziemlich spät. Alles fuhr nach Hause.

„Ein Kuß?"

Ich war nicht im Stande, eine Antwort zu geben. Denn auf meinen Lippen brannten schon die seinen. Mein Hals war wie zugeschnürt, meine Brust wie eingeengt. Noch eine Sekunde und ich hätte laut aufgeschluchzt, so plötzlich und unerwartet überkamen mich alle mir bis dahin unbekannten Gefühle.

Die Kälte, die auf der Straße herrschte, erfrischte meinen Kopf. Die Laternen, die Häuser verschwanden vor meinen Augen wie

im Nebel. Die Straßen waren alle durchfahren, ich sah und merkte nichts. Ich glaubte nicht, daß das was ich erlebt, in Wirklichkeit geschehen, alles schien mir ein Traum zu sein, ich wartete auf den Augenblick, wo ich erwachen und mich inmitten meines Zimmers finden würde. Nicht zum ersten Mal wäre es ja gewesen, daß ich solche Träume gehabt und nachher beim Erwachen alles in ein Nichts zerronnen. Ich weiß nicht, wie ich zu Hause anlangte, mein ganzer Körper brannte wie im Fieber.

Die Mutter schlief, Gott sei Dank! Ich hätte mich gewiß nicht beherrschen können und würde ihr alles erzählt haben. Ihr alter Verstand aber wäre mir wohl unbequem geworden. Was hätte sie mir auch raten können? Mich hüten? Für wen und wozu? Wer brauchte mich denn? Schon unterwegs war ich fest entschlossen, alle Behutsamkeit außer Acht zu lassen. Es bedurfte ihrer nicht mehr; mochte

kommen, was da wollte, ich war gesonnen, den Becher des Glückes bis auf die Neige zu leeren. Eine Woche, einen Tag nur wollte ich leben wie die anderen. O wie mich die Sehnsucht verzehrte! Ein einziges Mal wenigstens sollte mir die Sonne in vollem Glanze erstrahlen, nachher mag die Nacht kommen, ruhig werde ich die Augen schließen. —

Am nächsten Tage lag ich fiebernd im Bette.

„Warum ließ ich Dich auch fort?“ rief die Mutter in großer Besorgnis.

Also so sah das Leben aus, welches die anderen Menschen führten! Wie schön ist es und wie tief unglücklich bin ich! vielleicht jetzt noch unglücklicher als zuvor. Niemals darf ich ihn offen den meinigen nennen, niemals an seiner Seite wandeln, ja noch mehr, niemals mich selbst ihm zeigen. O das ist ungeheuerlich, nicht zu ertragen!

Und doch war ich begierig darnach, ihn zu sehen! Bis zum nächsten Maskenball sind es noch zwei Wochen. wie soll ich diese Zeit hinschleppen! Einschlafen und dann auf dem Maskenfeste aufwachen! Ich wollte mir sein Bild kaufen, entdeckte es auch in den Läden, kaufte mir es jedoch schließlich doch nicht. Es war dies gar nicht der Wolynsky, den ich kenne, ich, das häßliche, abscheuliche Mädchen kenne. Es waren dies ja gar nicht seine Augen, sein Gesicht. Auf dem Bilde sieht er so müde und gleichgiltig aus, nur die Lippen sind die nämlichen, um sie liegt auch hier ein stolzer Zug. Und diese Lippen küßten mich! Nur der Gedanke daran ließ mich in Wonne erbeben.

III.

Das gestohlene Glück.

Endlich kam der ersehnte Mittwoch, ich hätte fast geglaubt, es sei unmöglich. Nur der Gedanke an das Ungewisse, das mich erwartete, bedrückte mein Herz, ich war melancholisch und freudig zugleich gestimmt. Meiner Mutter gegenüber gab ich vor, eine Freundin aufsuchen zu müssen, die weit weg von uns wohnte.

„Du wirst gut daran thun, bei ihr zu übernachten.

So spät kannst Du doch kaum allein nach Hause. Welch abscheuliche Lüge!“ dachte ich bei mir selbst, doch gleich darauf scheuchte ich solche Gedanken von mir. Man wird mir vielleicht Vorwürfe machen, mich unsittlich und gemein

schelten. Was kümmern mich aber die verächtlichen Blicke und die dumme Moral! Die anderen Frauen sind nur darum sittlich, weil sie ihre Wünsche durchsetzen können. Habe ich denn gar kein Recht auf Liebe und ein wenig Lebensgenuß? Trage ich etwa die Schuld daran, daß mich die Natur mit keiner hübschen Larve begnadet hat? Ich kann mich doch nicht lebendig begraben lassen. So freudenlos wie bisher noch einige Jahre fortzuleben — entsetzlich! Lieben will ich und geliebt werden. Darum bin ich zu allem bereit und welche Stimme wagt es, mich dessen anzuklagen? Ich war bis jetzt so namenlos unglücklich. Mag kommen, was nur immer will, mag es für mich in einiger Zeit nur noch einen einzigen Ausweg aus dem Labyrinth dieses Lebens geben, den Tod, wohlan, er ist mir willkommen. Nur ein Tag des Glückes mußte mir gehören. Ich war bisher mit Freuden nicht verwöhnt, mein ganzes Leben

verlief im Dunkel, warum sollte ich mich um dieses Leben härmen, wenn es galt, dasselbe hinzugeben? Für die hübschen glücklichen Menschen hat die Welt kein Wort des Tadels, wenn sie lieben, warum sollen für mich Gebote bestehen, um die sich die anderen nichts kümmern? Wohl, ihr Lieben nennt man ein erlaubtes; wenn es aber für mich kein offenes, ehrliches, erlaubtes Lieben gilt, soll ich dann mein ganzes Leben hindurch das verachtete, in trauriger Einsamkeit dahinwelkende Geschöpf bleiben? Nein, es ist nicht auszuhalten. Gebt dem lebendig Begrabenen die Möglichkeit, aus dem Grabe zu steigen, wird er wohl darauf verzichten? Wird er die Lust verspüren, in der schwarzen Finsternis unter der Erde, die man über ihn geschüttet, liegen zu bleiben? —

Auf dem heutigen Maskenball umschwärmte man mich noch mehr als auf jenem ersten. Ich war launisch wie ein Kind. Ein einfältiger

Offizier entwarf vor mir den Plan meiner Entführung und wollte denselben in wahnwitzigster Weise durchführen. Ich kann mir sein Gesicht vorstellen, wenn ihm diese Entführung gelungen und er im reizendsten tête-à-tête mit mir gewesen wäre. Ein Advokat machte seine Sache entschieden einfacher, er war offenbar höchst praktisch.

„Hören Sie, ich verdiene jährlich 12000" sagte er mit bewundernswerter Aufrichtigkeit.

„Nun, was habe ich damit zu thun?"

„Wenn Sie wollen, ein Leib und eine Kasse" Und sinnlich blickte er mich an.

„Endlich" hörte ich Jemand hinter mir rufen. Ich erkannte Wolynskys Stimme und entzog dem Advokaten mit den verlockenden 12000 rasch meine Hand. Endlich, ich fürchtete bereits, Dich in dieser Menschenmenge nicht mehr zu finden."

Er zitterte, als ob er krank wäre, sein Ge-

sicht war blaß, zuweilen traten auf demselben rothe Flecken hervor; stark drückte er meine Hand.

„Bist Du schon lange hier?"

„Etwa seit einer halben Stunde."

Ich fühlte, auch meine Stimme klang sehr sonderbar, gar nicht wie vorhin, da ich mit den anderen plauderte. Nervös zitternd und doch so weich und warm floß jedes Wort aus meinem Munde.

„Nun?" rief er ziemlich brutal — seine Stimme klang etwas heiser — „was machen unsere Bedingungen? Es handelte sich doch, wie ich hoffe um keinen Maskenscherz? Warum schweigst Du? Du marterst mich ja, Grausame. Diese zwei Wochen über wandelte ich wie im Fieber . . Also Du hältst Dein Wort?

„Ja . . aber . ."

„Was „aber" . . ?" rief er ungehalten.

„Auch meine Bedingungen müssen heilig erfüllt werden."

„Habe keine Sorge, ich werde Dir die Maske nicht abnehmen, auch nicht zu erfahren suchen, wer und was Du bist. Es ist ja viel besser so. In dieser Unwissenheit liegt etwas Berauschendes. So sind wir also einig! Dann wollen wir nicht länger hier sitzen, sondern einen Wagen nehmen. Nun, willst Du?"

„Ich will" wollte ich sagen, aber ich flüsterte: „Du weißt, daß ich alles thun werde, was Du wünschest."

Er errieth mehr meine Antwort als daß er sie hörte. Seine Brust athmete tiefer auf, er sprach in abgerissenen Sätzen: was er zu reden begonnen, vollendete er nicht, ich mußte es statt seiner thun.

„Höre . . ohne Vorwürfe, ohne Klagen — hast Du verstanden? . . so will ich es . . nicht nachher die Schuld auf mich . . ."

„Ich liebe Dich" vermochte ich nur zu stammeln. Was für Vorwürfe sollte ich

ihm auch machen? War ich es denn nicht, die ihn gesucht, die sich ihm zuerst genähert! Die Männer sind in dieser Hinsicht sehr schwerfällig. —

Er drängte mich zum Ausgang.

„Du gleichst ja heute einem wilden Tiere, Wolynsky" rief ihm ein guter Bekannter zu.

„Besser als einem Haustiere" entgegnete er boshaft. In der nächsten Minute entführte uns die Droschke nach seiner Wohnung.

. . . .

Als ich am nächsten Morgen zu Hause aufwachte, war es mir so wohl und fröhlich ums Herz. Es fing ein neues Leben für mich an. Freilich, auf wie lange?

„Was fehlt Dir denn?" fragte mich die Mutter Abends „bist Du krank?"

Meine Antwort war nur ein Lächeln. Diese Krankheit, die die Mutter bei mir suchte, war ja mein Glück.

„Du hättest etwas zur Beruhigung einnehmen sollen.“

„Ach Mütterchen, die Medizin kann da nichts helfen.“

Sie blickte mich nachdenklich an und schüttelte den Kopf.

Zwei Tage später war ich wieder bei ihm, abermals unter der schützenden Hülle der Maske. Wir trafen uns so in der Folgezeit sehr oft. Ich blühte wahrhaft auf, ja ich wurde — wie komisch, es zu sagen! — hübscher.

„Ich verstehe nichts“ meinte die Mutter.

„Was verstehst du nicht?“

„Deine Augen glänzen, als ob Du wüßtest, wie das Glück ausschaut“

„Ich bin auch glücklich, Mutter.“

Zweifelnd blickte sie mich an.

„Das Glück ist nicht für uns geschaffen, Kind. Ich habe es mein ganzes Leben lang erfahren. Minutenweise kam es, um ebenso

schnell wieder zu verschwinden. Was ist das für ein trübseliges Glück? Bei uns ist das Glück ebenso selten wie im Norden der warme Sonnenschein. Auch verstehen wir es nicht auszunützen."

„Und was ist Glück?" frug ich träumerisch.

„Für eine Frau bedeutete es früher ein Glück, wenn man sie liebte. Die jetzige Zeit hat andere Anschauungen."

„Wer weiß, vielleicht liebt man Deine Olga auch" sagte ich schalkhaft lächelnd.

„Ja, ich liebe Dich, mein Kind" rief die gute Mutter herzlich und küßte mich.

In der That, mein Glück war von ganz besonderer Art, nur zu bald sollte ich dies erfahren, — es war ein geheimnißvolles, ein gestohlenes Glück.

Eines Tags — es war sehr dumpf im Zimmer — ging ich im Sommergarten spazieren. Es war ein prachtvoller Wintertag. Die Sonne

schien hell, die kahlen Zweige der Bäume ließen ihre Strahlen durchdringen, so daß sie glitzernd über die mit Schnee bedeckten Alleen hinglitten. Klar und wolkenlos schaute der Himmel herab. Die Spatzen unterhielten sich geräuschvoll in den Pappeln und Buchen; der Schnee der sich bei ihrem Hin- und Herhüpfen von den Ästen ablöste, rieselte zu meinen Füßen nieder. Absichtlich lenkte ich meine Schritte nach einer Seitenallee, ich wollte keine Menschen sehen, ich wollte mich nicht ärgern wie früher. Ich dachte über etwas nach, als ich plötzlich den Schnee vor mir unter Fußtritten knistern hörte. Ich erhob den Kopf, eine jähe Röthe flammte über mein Gesicht, kaum vermochte ich mich auf den Füßen zu halten. Es war auch genug Ursache dazu vorhanden. Er kam. Er schritt an der Seite eines Bekannten direkt auf mich zu. Einen Augenblick verlor ich völlig das Bewußtsein, doch rechtzeitig vermochte ich mich noch zu

sammeln und starrte ihn an. Zum ersten Male traf ich am hellen Tage mit ihm zusammen — ohne Maske. Ich blickte ihn fest an, ich fühlte mein Herz zucken. Wie wird er Dich ansehen? schwirrte es durch meinen Kopf.

„Ich wünsche Glück zum neuen Siege" sagte sein Begleiter spöttisch „abermals ein Siegeskranz in die Locken! Schau nur wie Dich das entsetzliche Weib anstarrt."

Mein Gehör war sehr fein. Mir entgingen auch nicht Worte, die im Flüstertone gesprochen wurden, wenn sie nur vermutlich mich betrafen. Kaum hatte ich die Worte des erbärmlichen Wichtes vernommen, so heftete ich mein Auge noch starrer auf Wolynsky. O, wie ich seiner Antwort harrte! Vielleicht hatte er doch Erbarmen mit dem entsetzlichen Weibe.

Kein Wort, auch nicht ein einziges Wort! Nur ein Blick voll unsäglicher Verachtung und ein beleidigendes, tief schmerzendes Lachen!

O, hätte er mich wenigstens mit Worten beschimpft! So aber war ich wie durch einen Pfeil mitten in die Brust getroffen. Gesenkten Hauptes wie eine Schuldige stand ich da.

O dieses abscheuliche Gelächter! Konnten sie denn nicht verstehen, daß ein solcher Hohn mich schmerzen mußte, nicht minder als den Krüppel, über dessen Unglück man sich lustig macht! O, lache nur! Und doch bist Du mein, doch haben diese stolzen, spöttischen Lippen mich geküßt!

Wie gering auch der Wurm sein mag, der aus dem Schmutze hervorkroch, um den von ihm verehrten Stern anzublicken, dieser Stern hatte ihn doch seines Glanzes gewürdigt.

Wenn er nur wüßte, wer ich bin und wie ich mit ihm stehe! Aber nein, das wäre zu schrecklich, Gott verhüte es. Und trotzdem überfiel mich plötzlich der leidenschaftliche Wunsch, ihm nachzueilen, ihn anzuhalten. Meine Empfindungen standen offenbar deutlich auf meinem

Gesicht geschrieben, denn ein Polizist, der sich in der Nähe befand und bereits mehrere Male zu mir herübergeblickt hatte, trat auf mich zu. Zweifellos erschien ich ihm verdächtig.

„Wollen Sie die Güte haben, mein Fräulein, und den Garten verlassen," sagte er höflich, aber bestimmt. Ich errötete und versuchte es, gegen den Befehl zu protestieren.

„Wir haben die strengste Anweisung, wählerisch zu sein und nicht jede Person hier einzulassen. Gestern erst war eine gefährliche Proklamation angeklebt. Wir riskieren sonst, bestraft zu werden. Sie scheinen sich nicht mit den sanftmütigsten Gedanken zu tragen, Fräulein."

Ich hätte ohnehin den Garten verlassen. Die Begegnung mit Wolynsky hatte mir die Lust zum Promenieren genommen.

Lange weinte ich zu Hause. Von dem strahlenden Feuer meines gestohlenen Glückes blieb nur noch die Asche übrig.

Schritt entfernt. [illegible] der [illegible] der [illegible] in der Nähe [illegible] und bereits mehrere Mal zu mir herübergeblickt hatte, trat auf mich zu. [illegible] ich ihm [illegible]

Wollen Sie die Güte haben, mein Fräulein, und den Garten verlassen. Aber er blieb [illegible]. Ich [illegible] und [illegible] gegen den [illegible] zu [illegible]

Wir haben ein [illegible] [illegible] gehalten, [illegible] nur nicht [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible]. Wir [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] man mit [illegible]

[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible], Die [illegible] und [illegible] [illegible] mit die [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] ich zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Uhr [illegible].

IV.

Verloren.

Ja kurz warst Du, mein scheinbares Glück, gleich dem Sonnenschein, der an einem Novembertage durch die grauen Wolken hervorleuchtet. Nur drei kurze Wochen und doch welch ein Meer von Seligkeit in dieser Zeit! Jetzt ist das Leben elender und unerträglicher als je. Ja, wenn ich das Glück nicht gekostet hätte! Dann wüßte ich nicht wie es schmeckt, dann würde der Verlust, den ich erlitten, nicht so unersetzlich vor mir stehen. Nun aber ist es Zeit, zu sterben. Das Schicksal wird mir nie wieder lächeln. Meinen ohnehin so grauen Himmel bedeckten nun überall schwere Wolken,

der Wind heulte sein eintöniges Klagenlied, die Regentropfen fielen gleich Thränen auf die feuchte, verweinte Erde. Wie jetzt noch leben? Heute dasselbe Lied wie morgen, morgen nicht anders wie heute. O diese qualvolle Langeweile! Einsam wie in einer Wüste dünkt mich mein Leben, wie in einer wilden, unermeßlich großen Wüste. Nirgends bietet sich ein Halt. Ach wenn ich gewußt hätte, daß es so enden würde, dann — dann hätte ich doch ebenso gehandelt. Doch ich will alles, wie es sich zugetragen, erzählen. Wer wird meine Aufzeichnungen wohl in die Hand bekommen, wenn ich sterben und keine Zeit finden sollte, die Seiten zu vernichten, die von meinen Thränen naß geworden? Und wird nicht der, welcher die Blätter liest, über mich lachen? O nein! Du, den ich nicht kenne, wirst begreifen, wie ich gelitten, Du wirst mir keinen Vorwurf machen. In meine Memoiren versunken wirst Du über

mein verfehltes Leben nachdenken, das nur einmal erhellt wurde und nur durch das Licht eines rasch verschwindenden Meteors. Blicke in meine Seele und bemühe Dich, in Gedanken mein Leiden mitzufühlen! Weine über mein Schicksal, über das herbe, unselige Schicksal eines häßlichen Weibes! Und wenn Du einmal auf der Straße oder im Salon einem ähnlichen Ungeheuer begegnen solltest, so lache es nicht aus, halte Dich nicht über ihre sonderbaren Manieren auf, begreife vielmehr, daß diese Manieren der Auswuchs des eigenen Gefühls der Lächerlichkeit sind. Schone sie, sprich nicht davon, wie häßlich, sondern wie unglücklich sie ist.

Indessen ich wollte ja alles der Reihe nach erzählen. Unsere Liebe dauerte nicht lange, dieses gestohlene Glück, diese wahnwitzige Leidenschaft fand sehr bald ein Ende. Und ich selbst war es, die die Katastrophe herbeiführte, ich selbst

riß von allem die Hülle, zuerst von meinem Antlitz. Wie es plötzlich in einer ungestümen Aufwallung dazu kam, ist mir nun ein Rätsel: jäh wie es anfing, so endete mein Lieben.

Eines Abends begab ich mich zu einer Freundin. Man spielte zuerst und plauderte dann. Die seltsamsten Klatschgeschichten wurden aufgetischt, man prüfte Herz und Nieren der Nebenmenschen und übersah nicht den kleinsten Splitter in ihren Augen.

„Wolynsky heiratet also nicht?" hörte ich Jemand fragen. Ich zitterte und horchte angestrengt. Trug er sich denn wirklich mit der Absicht, zu heiraten? Er hatte niemals davon etwas verlauten lassen. Nein, das konnte nicht sein, das war eine Verleumdung, eine Lüge.

Das Gespräch drehte sich noch weiterhin um dieses Thema.

„Ich weiß es selbst nicht, wie es so weit kam."

„Worum handelt es sich?“ fragte ich, mich gewaltsam zur Ruhe zwingend, doch die Farbe meines Gesichtes wechselte und meine Stimme bebte. Alle lachten. Sie thaten sich mir gegenüber keinen Zwang an, die Freundinnen meiner Kindheit. Sie ahnten ja nicht, daß sie eine Wunde berührten, die schmerzhaft brannte, sie ergötzten sich, ihnen dünkte mein Interesse ein artiger Scherz.

„Was kümmert Dich Wolynsky?“

„Ich komme zuweilen mit ihm zusammen.“

„Du?“ . . .

Thörinnen! Wenn sie gewußt hätten, daß ich ihn besser als sie alle kenne, daß er mich liebt, wirklich mich — damals schien es mir wenigstens so, ja ich bildete mir ein, daß er nicht nur das Geschöpf, wie es ihm seine Fantasie vormalte, den Betrug unter der Maske liebte, sondern mich selbst, meiner selbst wegen. Und wie er mich liebte! Mich allein von dieser

ganzen Gesellschaft hier liebkost und küßt er. O wenn . . . .

„Dann müßtest Du auch wissen, daß er Lidotschka Schatiloff heiraten wollte.“

Wiederum Fräulein Schatiloff, diese hübsche Puppe mit dem Porzellankopfe, dumm und leer! O, mit welchem Vergnügen hätte ich das Gesicht dieses lächelnden Engels mit einer Flasche Schwefelsäure übergossen, dieses Engels, den die ganze männliche Jugend anbetete. O Lidotschka Schatiloff, stets standest Du mir im Wege! Was that ich Dir? Wie unsinnig ist es, sich mit Dir im Kampfe messen zu müssen! Bei mir langweilt er sich nicht, ich verstehe ihn, ich allein, er selbst hat es mir oft gesagt . . O er ist klug, ich kann mir nicht denken, daß die hübsche Larve der Schatiloff ihn zu bezaubern vermochte.

„Ja, ja, Lidotschka wollte er heiraten. Und denke Dir, nun ist es bereits einen Monat her,

daß er sich nicht mehr bei ihr blicken ließ. Und er liebte sie doch, wir lasen seine Briefe, seine geistreichen Briefe. Sogar Verse, mußt Du wissen, widmete er ihr."

Wenn mein Ritter wüßte, daß Lidotschka mit seinen Briefen vor diesen Schwätzerinnen prahlte! Ich kann mir sein Erröten vorstellen, wenn er wüßte daß die Zärtlichkeiten, die er dem Papiere anvertraut, bereits stadtbekannt geworden sind. Lidotschka ist einfältig, sie zeigt alles und plaudert das Intimste, selbst seine Liebesschwüre aus . . Nein, all dies spielte sich früher ab, bevor er mich kannte. Jetzt ist er die Kälte und Gleichgiltigkeit selbst gegen Lidotschka Schatiloff. „Arme Lidotschka! Sie hat bereits die Aussteuer vollendet und ein Hochzeitskleid bestellt. Jetzt härmt sie sich ab und ist dabei sehr mager geworden."

„Sie hätte ihm doch schreiben sollen."

„So klug war sie wohl auch. Sie schrieb

ihm natürlich und nicht nur ein Mal." „Nun, und was antwortete er?"

Ich triumphierte im voraus.

„Auf alle ihre Briefe hin lief stets ein und dieselbe Antwort ein, ich weiß sogar auswendig, was er schrieb: Meine teure Lida, warte, bis mein Rausch vorüber ist. Ich werde reuig zu Dir zurückkehren und Du wirst mir verzeihen, meine Wonne. In Bälde bin ich bei Dir."

Ich glaubte im ersten Augenblick umsinken zu müssen — doch nein, der Gedanke an die Schadenfreude all dieser guten Bekannten erhielt mir die Kraft. Ja, ich wurde sogar lebhafter, so ausgelassen lustig, daß ein Herr der neben mir saß, mich fragte, was ich denn hätte.

„O, nichts" erwiderte ich „ich freue mich nur."

Und doch schien der Boden unter meinen Füßen zu wanken und alles um mich her sich zu drehen.

„Das Lachen steht Ihnen weniger gut als die Thränen. Weinen Sie lieber. Sie können sich davon überzeugen, wenn Sie in den Spiegel sehen.“

Mechanisch blickte ich in den Spiegel. Meine Augen waren weit geöffnet, um meine Lippen zuckte es, das Gesicht war blaß, sehr blaß.

Die Freundinnen legten meine Erregung in ihrer Art aus.

„Die arme, arme Olga! Sie ist in ihn verliebt, Olga ist in Wolynsky verliebt. Lidotschka Schatiloff hat eine Nebenbuhlerin. Olga ist es schon lange her?“

„Sie, ist es möglich, sie verliebt?“

„Zweifellos. Bist Du vielleicht die Ursache ihres Zerwürfnisses, Olga? Hast Du ihn etwa in jenen Rausch versetzt? Wahrhaftig, sie ist böse und zürnt uns. Was hast Du denn? Wir scherzten ja nur, vergib uns, liebe Olga.“

Ich aber lag im Sessel und schluchzte.

Alles stand erstaunt um mich her, sie wußten nicht, wie sehr ihr Scherz der Wahrheit entsprach.

Die ganze Nacht über weinte ich, Anfangs litt ich furchtbar, dann begann ich zu überlegen. Also nur ein Rausch war es, der bald vorbei sein sollte! O, mein Gott, wo weilt denn mein Stolz? Bald wird alles vorüber sein und er wird zu seiner Lidotschka zurückkehren. Nicht lange dauerte es mehr, nicht lange. Ich wußte wohl, daß unsere Beziehungen nicht ewiger Natur waren, trotzdem traf mich dieser Schlag schwer, ich hatte ihn nicht so bald erwartet. Erst gegen Morgen beruhigte ich mich ein wenig. Ich klammerte mich an alles, was die Hoffnung mir einredete, an. Schon einmal hatte ich den Gedanken erwogen, ob denn zwischen mir und Lidotschka ein Vergleich möglich sei. Natürlich wird, wenn ich ohne Maske vor ihn trete, der erste Eindruck ganz zu ihren Gunsten entscheiden. Aber so wähnt er mich schön; klug bin ich,

während sie dumm ist. Alle Vorzüge sind auf meiner Seite. Den Brief von dem Rausche schrieb er schon vorher. Er hat sich jetzt an mich gewöhnt, nur an mich, an niemand anders. Er wiederholte es ja des Öfteren, ich begann mir alles ins Gedächtnis zurückzurufen. Sagte er denn nicht, daß in mir allein sein ganzes Leben liege, daß alle seine Gedanken sich nur um mich bewegen? Wie zart klang seine Stimme, wenn er mit mir sprach! Hat er denn nicht zugestanden, daß er noch keiner Frau begegnet sei, die mir auch nur halbwegs ähnlich war? Habe ich denn seine Worte vergessen, die unumwunden besagten, daß ich ihm ein neues Gefühlsleben erschlossen und seinen Horizont erweitert hätte? Nicht umsonst habe ich viel gelernt, das Trefflichste gelesen und über das Wesen alles Seins nachgedacht. Er braucht mich, wie die Luft, die Sonne und die Wärme. Was vermag da noch Lidotschka? Und gab es

denn kein Mittel, alle meine Zweifel auf das Leichteste zu bannen? Gewiß, ihn selbst zu befragen. Mag er selbst mir alles sagen. O, ich kann schon im Voraus seine Antwort. Arme Lidotschka, wie dauerst Du mich! Wie konnte ich mich überhaupt so aufregen? Er ist ja mein und niemand wird mir ihn entreißen können niemand.

Als ich mich vom Bette erhob, fühlte ich mich sehr wohl. Wie wenn Absicht dabei im Spiele wäre, begegnete ich an demselben Tage Lidotschka auf der Straße. Wie schön sie ist! Mit welchem Vergnügen entdeckte ich auf ihrem Gesichte die unverkennbaren Spuren des Leidens! Nie hatte ich sie sonst angehalten, nie mit ihr gesprochen, aber heute that ich es. Ich verspürte ein wahres Wohlbehagen; jedes ihrer Worte, die Verwirrung die sie nicht verbergen konnte, alles war Balsam für mein verwundetes Herz. Sie, sie hatte Thränen in den Augen,

die so viele umschwärmten, sie, die Glückliche und Hübsche. Ja, ja, die Hübsche. Und ich häßliches Mädchen raubte ihr den Erwählten, ich, die sie mit so beleidigender Herablassung zu behandeln pflegte. Sie bemühte sich sogar, mir freundlich entgegenzukommen, sie, Lidotschka. Als ob ich ihre Freundlichkeit und ihr Mitleid begehrt hätte!

„Aus Deiner Hochzeit ist, wie ich höre, nichts geworden, Lidotschka" fragte ich ohne Weiteres. Alle meine Freundinnen haben, wenn es sich um meine Person handelte, niemals Umstände gemacht, jetzt kam die Stunde der Vergeltung.

„Ja" und Thränen traten in ihre schönen Augen.

„Wie ist das möglich? Du bist doch so hübsch."

O, welchen Genuß bereitete es mir, jetzt ihr Lob zu singen! Ich war sogar geneigt, dieses reizende dumme Köpfchen zwischen meine Hände zu nehmen und herzhaft abzuküssen. Ich wollte

Mitleid mit ihr haben, sie trösten und liebkosen. Glaube mir, Lidotschka, ich werde es an Zuspruch nicht fehlen lassen, ich werde liebenswürdig gegen Dich sein.

„Was ist denn geschehen?"

„Ich begreife es selbst nicht. Plötzlich . . ."

Mein Herz war voll Jubel und Stolz.

„Und Du liebtest ihn?"

„Ich liebte ihn und werde nicht aufhören, ihn zu lieben."

Arme Lidotschka, dachte ich, und doch ist er mein! Vor meiner selbstsüchtigen Fantasie stieg schon ein verlockendes Bild auf: ich spaziere Arm in Arm mit ihm, ich bin seine Frau, ungeniert blicke ich ihm ins Gesicht, ich weiß ja, daß er mir gehört. Wir begegnen Lidotschka und sie schaut uns an mit ihren prächtigen, nunmehr durch Thränen verschleierten Augen.

Ich wäre sogar im Stande, Lidotschka lieb zu gewinnen.

Ja, ich wollte es zur Entscheidung kommen lassen, alle Mißverständnisse mußten sich klären, meine Qualen aufhören.

Zuweilen freilich befielen mich Zweifel: wenn nun doch alles ein Rausch wäre, der in Bälde zu verschwinden drohte! In solchen Augenblicken litt ich furchtbar, auf jedes seiner Worte besann ich mich und suchte dieselben in der mannigfaltigsten Weise zu deuten; ich rief mir seine Bewegungen und Blicke in die Erinnerung zurück. Mitunter steigerten sich die Zweifel und der Tag, an dem die Entscheidung fallen sollte, erschien mir wie der Tag meiner Hinrichtung. Ich wollte nicht meinen Geliebten ohne Kampf aufgeben, selbst dann nicht, wenn ich an die Möglichkeit des Unterliegens glaubte. Ich handelte mit fieberhafter Schnelligkeit und verschob nicht, was doch einmal geschehen mußte. Man sagt, daß es den zum Tode Verurteilten eben so eilt. Ich kann das verstehen, das Leben

mit der Aussicht auf einen baldigen Tod ist zu qualvoll.

Am nächsten Morgen schickte ich ihm einen Zettel mit dem kurzen Inhalt: „Erwarte mich Abends — Maske.“ Entweder war dies unser letztes Zusammensein, das Ende unserer Liebe, der Abschluß des Rausches oder der Anfang eines langen, langen Glückes, eines Glückes für das ganze Leben.

Den ganzen Tag über ging ich blaß und niedergeschlagen umher. Ruhelos that ich bald dies bald jenes, meine Pulse schlugen, als wäre ich dem Wahnsinn nahe, mechanisch flüsterte ich immer vor mich hin „ich muß, ich muß“ Einmal entfuhr es ziemlich laut meinen Lippen.

„Was mußt Du denn?“ fragte mich die Mutter. Erstaunt blickte ich sie an.

„Habe ich denn etwas gesagt?“

„Du hast ja Gott weiß wie oft die Worte

„ich muß, ich muß" wiederholt. Was Du mußt, weiß wohl nur der Allmächtige."

Ich versuchte zu lachen, doch das Lachen klang nicht natürlich. Und eine Minute später warf ich mich der Mutter um den Hals und küßte sie.

Ach, wie träge die Stunden dahinschlichen! die Stunden, die mich von der Hinrichtung oder dem ewigen Glücke trennen. Wie absichtlich ziehen sie sich in die Länge. Eine Minute folgt auf die andere, eine Sekunde auf die andere — langsam, langsam. Eine Minute ist doch anscheinend ein Nichts und doch, macht man die Uhr auf, blickt den Zeiger an und folgt seinem Laufe, er will kein Ende nehmen. Dieses Gefühl hatte ich, als ich des Anbruches der Dunkelheit harrte und auf den Straßen allmählich die Laternen angezündet wurden.

Endlich brach der Abend herein, düster und nebelig, wie es der Tag gewesen.

Ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie ich das Haus verließ und eine Droschke nahm.

„Was hast Du denn heute?“ frug Wolynsky erstaunt.

„Wie so?“ Meine Stimme zitterte wie am Tage unserer ersten Begegnung, ich war so weich gestimmt wie niemals zuvor. Ich liebte ihn wirklich, aus jedem Nerv und jedem Pulsschlag sprach Liebe zu ihm.

„Du bist heute so sonderbar.“

„Sage, ob Du mich liebst, ob Du mich sehr liebst.“

Er machte eine unwillige Bewegung.

Die gewöhnlichen Frauenlaunen! Die ewige Conjugation des Verbums „lieben.“ Ich liebe, du liebst, er liebt, wir lieben, ihr liebet, sie lieben.“

„O nein, so war es nicht gemeint, Du verstehst mich nicht.“

„Ich verstehe Dich nicht, meine Liebe?

Wir haben doch unsere geheimsten Ansichten gegen einander ausgetauscht. Geriet ich denn nicht über Deine Klugheit in Entzücken, kenne ich denn nicht Deine Seele, vermag mich denn Jemand anders so gut zu begreifen wie Du?"

„Wohl, aber" mein Herz schlug heftig — „Du hast mich ja niemals gesehen, Du kennst mich nicht vollständig."

„Was soll das heißen?"

„Nun, eine Maske bedeckt ja mein Gesicht."

„Hast Du denn die Wahrnehmung gemacht, daß ich deshalb weniger zärtlich gegen Dich bin?"

„Nein, aber stelle Dir vor, ich nehme die Maske herunter und es steht vor Dir . . ."

Meine Stimme bebte, ich brach ab. Eine peinliche Empfindung beherrschte mich.

„Nun, vielleicht ein einäugiger Cyklop?"

„Nein, aber kein hübsches, ja sogar ein häßliches Mädchen."

Eigentümlich, er verstand mich nicht trotz des Zitterns in meiner Stimme. Er lachte nur.

„Du magst häßlich sein, so sehr Du willst, wirklich, so sehr Du willst, ich liebe Dich doch. Du taugst mehr als alle Frauen, die ich kenne. In ihrer Gesellschaft war mir nie halb so wohl wie in der Deinen. Und schließlich, gibt es eine andere Frau, die einen so hübschen Fuß, eine so reizende Hand hätte?"

O, wie dankbar war ich ihm in diesem Augenblick! Ich fühlte mich tief glücklich, doch wollte ich meinen Triumph vollständig genießen.

„Aber höre, ist es wahr, daß Du Lidotschka Schatiloff den Hof machtest?"

Er wurde roth.

„Woher weißt Du das?"

„Ich hörte es."

„Es ist wahr, ich wollte sie heiraten, bevor ich Dich kannte."

O, Lidotschka, arme Lidotschka, wie thatest

Du mir in diesem Augenblicke leid! Ich kam mir wie eine Verbrecherin vor, ich stahl Dir Dein Glück. Und doch, wie erquickend, wie süß war dieses mein Verbrechen!

Mein Gewissen schwieg still, ich war zu viel gequält, beschimpft und erniedrigt worden, um großmütig sein zu können. Ich liebte nicht nur, ich rächte mich auch mit meiner Liebe ...

— Als er eingeschlafen war, schlug ich die Vorhänge des Alkoven zurück. Ich glaubte, daß der Morgen nicht mehr fern sei und die beseligende Nacht zu Ende gehe. Aber nein, es war noch Nacht und nur der Wiederschein der Laternen glitt über die weichen Möbel, den dunkelroten Teppich und die Sammetportieren.

Ich stützte mich auf den Ellbogen und blickte Wolynsky lange an. Er athmete in vollen Zügen.

Plötzlich fuhr mir ein verwegener Gedanke durch den Kopf: ich will meine Maske abnehmen. Da er erklärte, daß es für ihn gleich-

giltig sei, wie ich aussehe, da er ja nur meine Seele, meinen Geist liebt, so mag er mich in meiner unverhüllten Häßlichkeit sehen. Das wird noch meinen Triumph erhöhen. Würde Lidotschka, diese hübsche Puppe ihm ebensoviel Glück gewähren können? Hat sie ebensoviel Feuer und Leidenschaft? Arme, arme Lidotschka! — Ich will die Maske lüften, beim Anbruch des Morgens will ich es thun. Der Schlafende machte eine Bewegung und streckte die Hand nach mir aus, sie sank auf das Kissen nieder. Was für eine kräftige und schöne Hand er hat! Leise und verstohlen schmiegte ich meine Wange an dieselbe, indem ich die Maske vom Gesicht entfernte.

Wenn er jetzt die Augen öffnete, so würde er mich sehen, ganz wie ich in Wahrheit bin. Nein, es ist noch zu früh. Ich band mir wieder die Maske um und beschäftigte mich damit, die Hand zu küssen, die mich so oft und so zärtlich geliebkost hatte.

Er wachte auf und schlief wieder ein, ich aber schloß kein Auge.

In der Kirche der Nikolajewer Straße läutete man früh zum Morgengottesdienst. Die dumpfen Klänge tönten schwermütig herüber, in diesem Zimmer mit den herabgelassenen schweren Jalousien und Portieren nahmen sie sich wie Seufzer aus.

Vier Uhr! noch weitere vier Stunden bleiben! Und was wird dann geschehen? Dieser Gedanke ließ mein Herz erstarren

„Ich muß" flüsterte ich „ich muß."

Bald war ich fest entschlossen, bald siegte in mir der unbezähmbare Wunsch, nicht heute, sondern ein anderes Mal den schweren Schritt zu thun. Jetzt wurden die Glocken der Wladimirkirche hörbar. Noch drei Stunden also! Nach drei Stunden wird es hell, dann soll er mich sehen. Im Halbdunkel wird er mich

wahrscheinlich nur undeutlich sehen, es muß hell sein, ganz hell.

Leise huschte ich aus dem Bette und trat ans Fenster. Ich öffnete die Jalousien ein wenig. Die dunkle Nacht, durch viele Laternen und zahllose Sterne erleuchtet, starrte mir entgegen. Nun, nachdem ich die Jalousien ein wenig geöffnet, wird beim Tagesanbruch genügend Licht in das Zimmer dringen. Dann schlug ich die Vorhänge des Alkoven zurück und begann zu warten. Anstatt des Uhrenpendels zeigte mein Herz pochend die Sekunden an. Ich bemühte mich zu vergessen, an etwas Anderes zu denken, aber wirr und unzusammenhängend durchfuhren die Gedanken meinen Kopf. Ich war mir zwar meiner Willenskraft bewußt, doch war das lange Warten eine wahre Folter . .

Endlich wird es Tag, das Licht bricht durch das Dunkel. Scheu und wie verwundert begrüßt uns die Morgenhelle im Schlafgemach.

Sie ergießt sich über den roten Teppich und bleibt auf meinem zusammengeballten Kleide haften. Dort liegt mein Strumpf, hier gleißt die goldene Uhrkette, die auf den Boden gefallen. Immer voller ruht das Licht auf dem Teppich, eine von kunstfertiger Hand eingestickte Blume tritt deutlich hervor. Wolynsky stand früh auf. Bald wird er erwachen und dann ... Wie ich es thun werde, weiß ich noch nicht, aber es soll geschehen, er wird mich sehen, wie ich in Wirklichkeit bin. In einem alten Märchen, das ich einmal gelesen, gesellte eine Zauberfrau ihre Tochter einem Ritter bei. Am Abend erstrahlte die Schönheit der Tochter, beim ersten Schein des Tages aber, vor dem alle bösen Künste zerstieben, sah der Ritter im Bette neben sich ein Ungeheuer. Auf seinem grünen Felle lagen schwarze Schuppen, statt der Finger erblickte er Krallen und ein Froschgesicht mit hervorquellenden Augen grinste ihn an. Der

Ritter verlor aber den Mut nicht. Er ergriff sein Schwert und hieb das Ungeheuer in zwei Stücke. Das war ein Märchen. Mir aber stehen Vorzüge zu Gebot, die unschöne Züge und garstige Augen vergessen machen.

Soll den wirklich dem Gesichte gegenüber Seele und Geist nicht in Betracht kommen? Nicht denkbar!

Endlich erwachte er.

„Hast Du denn nicht geschlafen?" fragte er.

„Soeben bin ich erwacht" war meine Antwort „ich will aber noch ein halbes Stündchen schlafen. Du kannst mich dann aufwecken."

„Gewiß"

„Lasse aber die Vorhänge und Jalousien, wie sie sind. Die Dunkelheit lastet auf mir, ich brauche Licht."

„Das ist ja eine Laune" sagte er lächelnd „wie kommst Du nur darauf?"

Er verschwand im Nebenzimmer. Ich ließ einige Minuten vergehen, dann riß ich die Maske ab und warf sie weit von mir. Seltsam stach dieselbe von den weißen Kleidungsstücken, die herumlagen, ab. Jetzt bin ich schutzlos, ganz schutzlos. Die Karten sind aufgedeckt, wie wird das Spiel enden? Bald wird er hereintreten, bald . . im nächsten Augenblick . . Was wird der Ritter mit dem Ungeheuer anfangen? Jäh stürmten all die früheren Zweifel auf mich ein.

Da hör' ich seine Schritte, näher, immer näher, ein jeder hallt schmerzhaft in meinem Herzen und meinem armen Kopfe wieder. Nun schlägt er die Portieren zurück . . ich schließe die Augen. Er tritt leise auf, um mich nicht zu erwecken. Er bleibt stehen . . wahrscheinlich schaut er auf mich . . fester noch schließe ich die Augen.

„Was ist das?"

Offenbar sank er in einen Fauteuil, man hörte es an dem Geräusch.

„Also das . . .

Er vollendete, wie mich dünkte, den Satz nicht, ich aber verstand, ohne daß ich ihn zu sehen brauchte, in einem Augenblicke alles. Ich fühlte meinen Hals wie zugepreßt, der Athem versagte mir.

„Oh!" hörte ich rufen.

So war denn alles, alles zu Ende.

Ich glaube, er heftet den Blick auf mich, ich werde roth, ich fühle, wie ich erröte. Er wird wohl erraten, daß ich nicht schlafe. Ich möchte weinen und ich spüre auch, wie die Thränen kommen. Wenn ich nicht die Augenlieder so fest geschlossen hätte, so wären meine Thränen sicher herabgeträufelt. Es ist dumpf, qualvoll dumpf in dem Alkoven. Ich möchte es laut rufen, aber wäre es nicht lächerlich gewesen, jetzt, da alles zu Ende ist? O schneller,

nur schneller! Die Haut wurde ja grün, der Kopf der eines Frosches. Worauf wartest Du denn noch, mein Ritter? Würge doch das Ungeheuer!

Da ist sie, die Hinrichtung, da ist der Lohn für das gestohlene Glück.

Er erhob sich, ich hörte es an dem Knarren des Fauteuils.

Ah, wie erschreckend häßlich muß ich sein, wenn bei meinem Anblicke alle seine guten Vorsätze zerstoben wie die Spreu im Winde!

Ich kann nicht sagen, warum, aber es war mein Sehnen, daß er wenigstens Abschied von mir nehme. Wird er das nicht thun? Wird er denn wirklich nicht auf mich zutreten und einen Abschiedskuß auf meine Stirne drücken? Meine Stirne ist nicht so häßlich. Er wird es nicht thun. Und doch, verdiene ich das! Habe ich ihm denn so wenig Glück gewährt?

Nein, er schritt durch das Zimmer, er trat

hinaus. Ich öffne die Augen, in großen Tropfen rinnen die Thränen herab. Ich sehe nichts, es war, als blickte ich durch ein Fenster, das vom herabströmenden Regen trübe geworden. Ich begrub mein Gesicht im Kissen und schluchzte. Was nun thun? Plötzlich fühlte ich, wie sich eine Eisesdecke über mein Herz breitete, ich wurde kalt und ruhig. Genug der kindischen Thränen, sie änderten nichts an dem, was geschehen. Ich erhob den Kopf. Wo war denn meine Maske? Ich hatte sie doch auf meine Kleidungsstücke geworfen — da liegen sie noch, aber die Maske fehlt. Sollte er sie mitgenommen haben? Wozu bedarf er aber ihrer? Wozu?

Ich erhob mich vom Bette und trat barfuß an die Portiere — alles war still. Ich musterte das andere Zimmer, auch dort ist er nicht. Er hat sich offenbar entfernt. Ich klingelte und eilte dann rasch in den Alkoven zurück. Das Zimmermädchen trat ein.

„Sie wünschen?"

„Wo ist der Herr?"

Der Herr befahlen, Sie nicht zu wecken. Er ist soeben fortgegangen und wird vor Abend nicht zurückkehren."

„Es ist gut. Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich werde mich selbst ankleiden."

Vor Abend wird er also nicht wiederkommen. Das Dienstmädchen hatte sich entfernt. Ich kleidete mich an und trat vor den Spiegel. Ein kleiner Revolver lag auf dem Tisch, er war ganz einfach. Ich nahm ihn zu mir als Andenken an Wolynsky.

Welche Blässe bedeckt mein Gesicht! Eisige Kälte läßt meine Glieder erschauern. Schnell fort von hier! Er hat mir wahrhaftig keinen Kuß gegeben, er ist so von mir gegangen.

Zwei Wochen später verheiratete sich Lidotschka Schatiloff.

Wahr sind die Worte des Dichters, daß es kein größeres Unglück gibt, als in schlimmen Tagen sich die einstigen Tage der Freude ins Gedächtnis zurückzurufen. Wie schwer und unerträglich erschien mir das Leben! Grau und langweilig, farblos und traurig schlich die Zeit dahin. Der Frühling kam und alles thaute auf. Die Schwindsüchtigen begannen zu sterben, von meinem Fenster aus konnte ich die Leichenzüge mit den Augen verfolgen. Wie beneidete ich sie, denen jetzt Ruhe im Grabe vergönnt war: sie werden niemals wieder das Licht dieser niedrigen, ungerechten Welt erblicken. Der Tod allein ist gerecht, er macht keinen Unterschied zwischen Schönheit und Häßlichkeit, Herrschertum und Sklaverei, Reichtum und Armut, Glück und Unglück. Gleichermaßen schneidet er seine Saat und die Sense kümmert es nicht, welche Halme sie knickt. Ob duftige Blumen oder einfaches Gras dahinsinken, gleich-

viel. Aber erst dann, wenn das Herz zu schlagen aufgehört, wenn der Verstand stille steht, erst dann soll die Gerechtigkeit zur Geltung kommen? Wahrlich, der Tod hat doch keinen Sinn. Ab und zu ließ sich die Sonne blicken, dann und wann bedachte sie die Straßen mit ihrem festtäglichen Lichte. Meist aber sah das Auge wohin es auch schauen mochte, nichts als Nebel. Hier im Norden weckt die Natur nicht die Lust zum Leben. Es war wirklich entsetzlich, Jahr aus, Jahr ein, ohne Zweck und Sinn, ohne Liebe leben zu müssen. Meiner harrte die Einsamkeit, die erschreckende Einsamkeit.

Eines Tages traf ich Lidotschka Schatiloff auf der Straße. Sie hatte sich sehr verändert. Es war, als ob Jemand dieser schönen Puppe eine neue Seele eingehaucht hätte. Übrigens ist dergleichen schon oft vorgekommen. Schon die heilige Schrift weiß zu berichten, daß Bileams

Eselin plötzlich die Gabe zu sprechen erhielt und sogar prophezeien konnte.

„Ach Olga, wie glücklich bin ich, wie glücklich! Ich kann es nicht aussprechen, wie gut mein Mann ist und wie klug, wie sehr er mich liebt.“

O, ich wußte es nur zu gut, ich brauchte es nicht erst von ihr zu hören, es war nicht nötig, die alte Wunde wieder aufzureißen.

Von jener Zeit an haßte ich sie. Sie ist glücklich, warum nur ich nicht? Sie hat mir mein Glück gestohlen. Wohl, ich gebe zu, daß ich schlecht bin; zuweilen wandelte mich die Lust an, ihr das hübsche Gesichtchen zu zerkratzen.

Was ist nur aus mir geworden! Wie sind meine Nerven angespannt! Die geringste Berührung und bald weine oder lache ich, bald möchte ich mit dem Kopfe wider die Wand rennen, bald wie versteinert dasitzen. Ich begann fromm zu werden und besuchte oft die Kirche, aber was ich dort hörte, erschien mir bald zu trocken.

In meinem Herzen lebten andere Gefühle, in meinem Innern quoll es heiß. Die Gesichter der Heiligen blickten mich durch den Weihrauch so unbarmherzig streng an, daß es mir unheimlich zu Muthe wurde. Auch lastete die Schwüle, die in der Kirche herrschte, schwer auf mir. Ich lief auf die Straße und mengte mich unter die Menschenmassen: bis in die späte Nacht hinein ging ich umher und suchte müde zu werden, aber ach, wohl wurde ich müde, doch zu schlafen vermochte ich nicht. Der Schlaf, der so heilsam für meine Seele gewesen wäre, der Schlaf, der mir sonst lichte Träume brachte und alle meine Phantasieen mit Fleisch und Blut belebte, der Schlaf, der mich schon so oft ins Märchenreich versetzt, dieser Schlaf verließ das arme, häßliche Mädchen ganz und gar. Schlaflos wälzte ich mich im Bette umher und verzweiflungsvoll starrte ich in die Dunkelheit hinaus, die Augen weit geöffnet und die Hände

ausstreckend, als wollte ich die unsichtbare Vorsehung um Schonung bitten. Das arme, häßliche Mädchen, das einst an nichts mehr glaubte, warf sich jetzt auf die Kniee und betete. Sein Gebet war inbrünstig und aufrichtig waren seine Thränen. Aber das Gebet stillte nicht das heiße Verlangen meiner Seele und konnte mein leidenschaftliches Herz nicht zum Schweigen bringen. Diesem Herzen war die Entsagung fremd. Warum mußte auch gerade ich so viel Lebenslust besitzen?

Eines Tags sah ich auch ihn.

Anfangs senkte ich die Augen, ich wollte thun, als sehe ich ihn nicht, doch hielt ich es nicht aus, der Wunsch, ihn anzublicken, trug den Sieg davon. Er mochte mir seinen verächtlichsten Blick zuwerfen, ich that es doch. Ich war mir wohl bewußt, eine Kränkung geradezu zu provozieren, ich erkannte die Lächerlichkeit meiner Lage, aber ich wollte noch ein-

mal mein Auge in das seine bohren, so daß er mich notwendig sehen mußte.

Er erkannte mich, zweifellos erkannte er mich. Über sein Gesicht gieng ein Zucken und der ihm eigentümliche Ausdruck der Gleichgiltigkeit verschwand. Dagegen prägte sich auf demselben deutlich ein peinliches Gefühl aus. Er errötete und wandte sich ab. O der Elende! Mir das? Was wollte ich denn von ihm, begehrte ich denn mehr als ein Lächeln, als einen lautlosen Gruß? Weiter ging mein Verlangen wahrlich nicht, auf mehr Aufmerksamkeit konnte ich auch keinen Anspruch machen.

Der Egoismus beherrschte mich in erschreckender Weise. Stets war ich selbstsüchtig gewesen, aber nun überschritt die Berücksichtigung des eigenen Ich bei mir alle Grenzen.

„Du magerst zusehends ab", sagte meine Mutter zu mir, indem sie mich besorgt ansah.

„Nun, wenn auch, wer bedarf denn meiner?"

„Ich bedarf Deiner, wie soll ich ohne Dich bestehen?" Da übermannte mich die Bitterkeit. Wozu bedarf sie meiner? Was kann ihr an mir liegen? Womit vermag ich ihr Leben zu verschönern? Ach, ich wollte es damals nicht glauben, daß jeder Athemzug des kranken Kindes von der Mutter mit inniger Liebe verfolgt wird. Ich wußte nicht, daß, so oft ich meinen müden Kopf sinken ließ, ihre Augen sich mit Thränen füllten und daß sie heimlich Kreuze über meinem Haupte schlug. Sie hat doch einen Trost — den Glauben. Sie erschrack nicht beim Anblick der strengen Heiligenbilder. Mir war diese Zuflucht versagt.

„Weißt Du Olga", meinte eines Tags die Mutter, als wir in unserm Empfangszimmer saßen und auf das Geräusch der Uhrpendel hörten, „wir wollten fort von hier."

„Mir ist es gleichgiltig, Mutter"

„Wenn Du willst, so gehen wir nach der Krim. Was sagst Du dazu?"

„Ist es dort nicht ebenso wie hier?"

„O nein, neue Menschen und neue Orte! Du wirst gesunden, Du weißt doch, welch treffliche Wirkung das südliche Klima hat. Sage übrigens einmal, Olga, bist Du verliebt?"

„Nein." Ich sprach in diesem Augenblicke die Wahrheit: ich liebte Niemand mehr, ich haßte nur. Doch war es ein krankhafter, unfruchtbarer Haß. Ich hätte Niemandem etwas zu Leide thun können.

„So ist es recht, liebe nicht Einen, sondern alle Menschen. Die ganze Menschheit zu lieben und ihr Gutes zu erweisen, soll Dein Lebensberuf sein." Die Menschheit lieben! Was hat denn die Menschheit für mich gethan! Nein, ich bin nicht ungerecht, ich sehe nur alles mit hellen Augen an. Hat mich denn diese Menschheit nicht von meiner Kindheit an gequält?

Hat sie mich nicht in der Schule ausgehöhnt? Hat sie mir vielleicht später ein freundlicheres Gesicht gezeigt? Womit hat sie meine Liebe verdient? Die besten Menschen bedachten mich mit einem beleidigenden Mitleid; wie dem Bettler ein Almosen, so warfen sie mir ihr Bedauern zu.

Nein, eines ist mir klar. Ich passe nicht in diese Welt. Es ist Zeit, daß ich von hinnen gehe, für mich gibt es hier keinen Platz. Lebt wohl, ihr Menschen, und seid glücklich! Vergeßt das arme, häßliche Mädchen, wie es auch in seinem Grabe vergessen wird. Wenn sie auch Böses gethan, verzeiht es ihr, denn auch sie wird euch alles verzeihen, euren Spott, eure Kälte, eure beleidigende Güte. Je früher es geschieht, desto besser. Was macht es aus, wer die Thüre zum Grabe öffnet, die Krankheit oder dieser kleine Revolver, den ich zur Erinnerung mitgenommen!

Ehedem blickte ich mit einem Gefühl ahnungsvollen Grauens in das Grab, denn es dünkte mich, als würde ich von einer unendlichen Höhe in eine entsetzliche Tiefe voll ungewohnter Schrecken stürzen. Nun habe ich anders denken gelernt. Der Tod erscheint mir als die vollständige Vernichtung, die Nirwana der Indier.

Ich war Staub und mußte wieder zu Staub werden. Nur vor dem Augenblick des Überganges zittre ich, die Zukunft schreckt mich nicht, weil es keine gibt.

Die Spartaner waren nachsichtiger; sie töteten die häßlichen kranken Kinder zu einer Zeit, da ihnen die Schrecken des Todes noch fremd waren.

V.

Im fernen Süden.

Wir siedelten nach Alupka bei Jalta auf der Krim über. Mir war es damals gleichgiltig, wohin man mich schleppte.

In Petersburg wollte es dem Frühling noch nicht recht gelingen, seinen Einzug zu halten. Der Schnee machte keine Miene, der lauen Luft zu weichen, und das graue Gewölk hinderte die Sonnenstrahlen an der Belebung der eingefrorenen Erde. Hier im Süden dagegen umspielte der Wind bereits das frische Grün der Gärten und in den schlanken Tannenbäumen rauschte es, als erzählten sie sich Märchen aus längst verklungener Zeit.

Gewöhnlich stattete ich den schönen Parkanlagen einen langen Besuch ab, ihr düsteres Dunkel harmonierte am besten mit dem Zustand meiner Seele. Mein krankes Herz fühlte sich wohl im Schatten der Cypressen des Woronzower Gartens. Zu ihren Füßen legte ich mich nieder und ich hatte das Gefühl, als wiegten sich ihre Wipfel über meinem Grabe. Und bin ich denn nicht wie im tiefen Grabe? Niemand sieht mich, niemand weiß, wo ich mir mein Grab gewählt. Stille herrscht überall, Stille wie im Grabe. Hier bin ich zufrieden, alles in mir ist abgestorben. Ich schließe die Augen und strecke bequem meine Glieder aus. Von der Ferne her erklang zuweilen ein schwermütiges Tartarenlied, jeder Ton desselben gab mir einen Stich ins Herz und entlockte mir Thränen. Manchmal drang es leise und schmeichelnd zu mir herüber wie das Weinen über ein zerstörtes Glück. Die Töne schienen

mir von oben her zu kommen. Ja, ja, das Leben ist über mir, ich liege unter der Erde. Deshalb klingen auch die Töne so unklar und gedämpft.

Öfters betrat ich die dunklen Grotten, wo mich überall eine warme und feuchte Luft empfing. Dort roch es nach frisch aufgeworfener Erde und die Ähnlichkeit mit dem Grabe trat noch deutlicher hervor. So hörte ich allmählich auf, mich vor dem Tode zu fürchten, ich begann mich an denselben zu gewöhnen. Das Grauen vor dem Ende machte der stillen Sehnsucht beim Abschiede Platz. Wer kennt sie nicht, diese stille Sehnsucht mit ihrem unnennbaren Weh? Zuweilen glaubte ich wahnsinnig zu werden. Ich grub mit den Nägeln die Erde auf, die saftige, dampfende, fruchtbare Erde des Südens, ich verfolgte das Wachstum der Blumen und Gräser bis in die Tiefe hinab, wo das große Geheimnis ihrer Entstehung beginnt.

Ich legte mich auf den Boden nieder, mit dem Gesicht auf die aufgegrabene Erde, roch an ihr und sog den jungfräulichen, feuchten Duft ein. Halb wahnsinnig rief ich mir zu: „So wird es im Grabe sein.“ Nun, wo sind dann die Schrecken des Grabes? Warum erbeben die Furchtsamen vor der Zukunft? Da ist sie, die Zukunft, in dem kleinen Kern, der bereits Wurzeln schlägt, in der unförmigen Wurzel, die die Säfte von Millionen lebender, toter und in dieser Erde verfaulter Wesen aufsaugt. Und sollte auch das Gehirn imstande sein, bis zur vollen Zersetzung im Grabe noch Gedanken zu fassen, so lag ja in dieser Umgebung nichts Furchtbares.

Es herrscht ja Leben, Naturleben, ohne schwere Träume, ohne Gedanken an ein entschwundenes Glück. Zuweilen saß ich Stunden lang auf dem Balkon unserer Villa. Dicht vor uns erhob sich eine Moschee. Durch die

Fenster schimmerten geheimnisvoll die Lampen und hinter dem dünnen Minaret strahlte der goldene Halbmond, dessen Licht die friedlich schlummernden Magnolien und die im Schlafe säuselnden Tannen mit mildem Scheine begoß. Unten in den Alleen und menschenleeren Straßen war es dunkel, nur ab und zu flackerte das spärliche Licht einer Laterne. Von der Ferne her vernahm man das majestätische und ewig gleichmäßige Rauschen der Meereswellen, deren weißer Schaum an den steilen Ufern des Schwarzen Meeres aufspritzte. Ich lauschte dieser Stimme des Meeres: meine Gedanken trugen mich dorthin und mit dem Nebel erhob ich mich von der Meeresfläche zum fernen Himmel empor, an dem nicht unsere kalten Eissterne glänzten, sondern die südlichen, in heißer Glut erstrahlenden. In ihren Anblick versunken konnte man glauben, daß die Sterne leben, daß sie hören und sehen, leiden und sich

freuen. — Zuweilen war das Meer geräuschlos und der Wind ließ das leichteste Spinngewebe langsam zur Erde fallen. Dann erscholl aus der Tiefe des Gartens ein Laut, der einem Seufzer glich. Der Laut durchdringt die Luft und verklingt allmählich, das Herz aber schlägt langsamer, als erwarte es, daß diesem Laut ein anderer folge.

Oft saß ich so bis zum Morgen da, ganz aufgehend in dieser träumerischen Ruhe — ja wahrhaftig träumerisch, denn es schien, als dächten die Gärten, Blumen und Häuser, die Felsen und das Meer über ein dunkles Geheimnis nach, als nähmen selbst die dunkelblaue Nacht, der Mond und die Sterne Teil daran. Selbst das Geräusch der Vögel, die ihre Flügel regten, und das geschwätzige Murmeln der Quelle störten nicht die weihevolle Stille.

Unsere Wohnung lag im oberen Stock, der

Balkon ragte in einen Garten hinein, wo dann und wann die schweigsamen Tartarenfrauen gleich Schatten hin und her huschten.

Unter uns war noch nicht vermietet. Meine Mutter ließ mir in allem freie Hand.

„Der südliche Himmel wird Dich gesund machen", pflegte sie zu sagen.

Die Arme, wenn sie eine Ahnung hätte, daß der südliche Himmel dazu bestimmt war, mir die Angst vor dem Tode zu nehmen! Doch ich wollte meine Mutter jetzt nicht betrüben, es war ihr in der Folge reichlich beschieden, um mich zu weinen. In unserem Norden läßt sich nicht so angenehm sterben, dort wird man in einen faulen, sumpfigen Boden gelegt, und kaum daß die letzten Erdschollen auf die Gruft geworfen sind, quillt das Wasser durch die Ritzen des Sarges — ein garstiges, schmutziges Wasser. Hier möchte ich sterben, wo keine glücklichen Menschen weilen.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Etwa zwei Wochen nach unserer Ankunft wurde die Etage unter uns gemietet.

Ein glückliches Ehepaar zog ein. Die Krim war das Ziel ihrer Hochzeitsreise. Meine Leiden, die fast verstummt waren, stellten sich wieder ein. Die schlafenden Schlangen erwachten und stachen mit ihren scharfen, giftigen Zähnen. Ich setzte mich jetzt nicht mehr auf den Balkon — ich konnte die Veränderung, die sich mir darbot, nicht ertragen. In der duftigen Tiefe des Gartens hörte man glückliche Worte wechseln, ja zuweilen störte ein Kuß die feierliche Stille der Natur. Diese Egoisten vergaßen die ganze Welt mit allen ihren Leiden und Schmerzen und schufen sich hier ein Taubennest. Wenn sie in den dunklen Anlagen spazieren gingen, sahen sie mich nicht, sondern kosten und plauderten fort bis zum grauenden Morgen.

Auf einmal hatte diese ganze herrliche Natur in meinen Augen ihren Reiz eingebüßt. Es schien mir, als wäre die Natur nur ein Rahmen für das Glück, nicht das Glück selbst.

Die nächsten Tage verbrachte ich in meinem Zimmer, nur abends trat ich auf den Balkon.

„Wissen Sie schon das neueste, Olga Wassiljewna", rief mir eines Tags eine Bekannte von der Straße aus zu, „die arme Norrow ist heute Nacht gestorben."

Die junge Norrow war nach der Krim gekommen, um von der Schwindsucht Heilung zu suchen, leider zu spät. Um jeden Preis wollte sie am Leben bleiben, an jeden Hoffnungsschimmer klammerte sie sich an. Wie durstig athmete sie die Luft ein, wie sehnsuchtsvoll schaute sie zum blauen Himmel empor, wie verlangend erging sie sich in den prächtigen Gärten! Sie war geliebt, und der Mann ihrer

Wahl harrte jeden Augenblick der Nachricht von ihrer Genesung.

„Wollen Sie von der Toten Abschied nehmen?“

„Ja.“

Es überkam mich plötzlich die entsetzliche Lust, eine Tote zu sehen. Was für einen Ausdruck mag wohl ihr Gesicht zeigen, was mag wohl der letzte Gedanke gewesen sein, der auf den unbeweglichen Zügen erstorben ist? Welches Gefühl mochte auf der Grenze zwischen diesem und jenem Leben gesiegt haben — der Abschiedsschmerz oder die Sehnsucht nach dem Unbekannten?

Ich hatte nicht weit zu gehen.

In dem kleinen Häuschen, dessen Mauern die Rebe umrankte, waren alle Fenster geöffnet. Unten roch es betäubend nach Rosen. Überall lagen frische Blumenbouquets. Ihr Los war, an der Seite der Toten hinzuwelken. Das er-

innerte mich an eine alte Sitte unserer Vorfahren, wo alle die, die ein Toter liebte, mit ihm aus der Welt gehen mußten. Und die arme Norrow liebte leidenschaftlich die Blumen. Das gelbe Licht der Kerzen flackerte keine Sekunde, in der Luft herrschte eine einschläfernde Stille. Durch die Fenster schienen die hellen Strahlen der Sonne, als wollten sie die Tote lebendig machen. Sie huschten über den Tisch hin, hafteten auf den Rosen und Lilien und umgaben das blasse magere Gesicht mit den fest geschlossenen Augen, das sich inmitten der Blumen so seltsam ausnahm, wie mit einer Glorie. Da liegt sie . . sie, die noch vorgestern vom Leben sprach, die noch vor kurzem daran dachte, den ferneren Süden, das heiße Egypten, aufzusuchen. Jetzt weilst Du bereits in weiterer Ferne, Du kennst schon eine andere Welt. Wo aber bist Du? Bebtest Du vor der Ungewißheit oder blicktest Du ihr gefaßt entgegen?

Mein Auge verschlang ihr Gesicht. Es konnte nicht anders sein, wenn es eine andere Welt, ein Jenseits gab, so mußte sich im letzten Augenblicke eine Ahnung davon auf dem Antlitz der Sterbenden ausgeprägt haben.

Was aber spiegelt sich auf diesem Antlitz wieder: eine schreckliche, starre Kälte oder ein stiller Frieden?

Die Sonne ließ ihre Züge deutlich erkennen. In ihrem zitternden Lichte schienen sich die Wimpern der Toten zu bewegen. Der Ausdruck der Ruhe lag auf ihrer Stirne, um die Lippen . . . ich konnte mich nicht täuschen . . . um die Lippen schwebte ein Lächeln.

„Sehen Sie nur, sie lacht ja, sie lacht wie eine Glückselige“ rief ich aus und preßte die Hand meiner Bekannten. Jeder Nerv in mir bebte. Meine Bekannte trat zurück und blickte mich verwundert an; sie wollte mir ihre Hand entziehen, doch ich hielt dieselbe zu fest in der meinen.

„Aber sehen Sie es denn wirklich nicht? Wahrhaftig, sie lächelt. Also sie ist beseligt. So sehen Sie doch.“

„Wie Sie erregt sind! Kommen Sie nur, sonst kann Ihnen der Schrecken noch schaden.“

Wie ganz und gar wurde ich mißverstanden! Als ob es sich hier um Schrecken und Furcht handelte! Ich fand doch nur die Lösung einer Frage, die mich schon längst quälend beschäftigt hatte.

Eine Rose schmiegte sich weich an die Tote, eine helle, prächtige Rose an die blasse, eingefallene Wange. Ich nahm sie an mich und that ein Gelübde. „Ich bin wahnsinnig“ sagte ich zu mir selbst — und doch wiederholte ich mein Gelübde.

„Ich bin wirklich von Sinnen“ flüsterte es von neuem in mir — und doch that ich das Gelübde: Wenn das letzte Blatt dieser Rose abfallen wird, dann folge ich Dir, glückselige

Norrow, in die seligen Gefilde jener anderen Welt.

Wie gerne möchte ich wissen, ob dann auch jemand kommen wird, um vor meiner Leiche zu stehen, wie ich es hier thue! Werde ich wohl im Tode schöner sein oder wird meine Häßlichkeit ebenso abstoßend wirken wie im Leben? Wird man mich in der nämlichen Weise mit Blumen bedecken und wird die Sonne mit ihrem warmen Lichte nicht neidischer gegen mich sein? Als ob dies nicht gleichgiltig wäre! ich spüre ihre Wärme doch nicht mehr.

„Auf Wiedersehen!“ So lautete mein Abschiedsgruß an die Tote.

„Wieso auf Wiedersehen?“ fragte mich meine Bekannte.

„Jawohl, auf Wiedersehen“ rief ich laut. Die Frage meiner Bekannten erschien mir lächerlich.

„Was ist mit Ihnen vorgegangen, Olga Wassiljewna?"

„Wieso? Meinen Sie, ich sei von Sinnen?"

„Sie sind nicht ganz wohl, ich will Ihre Mutter holen."

„Wozu denn? Auf Wiedersehen."

Ich verließ das Häuschen. —

Die Tartaren feierten ein Fest, alles tummelte sich umher. Ich schritt geräuschlos, ja erhaben durch die Menge. Wie komisch das auch klingen mag, es war doch so. Mir schien es, als ruhte bereits die Hand des Todes auf mir. Er wandelte neben mir, und meine Schulter bebte unter seiner kalten, knöchernen Faust. Die ganze schreiende Menge war mir bereits fremd, es dünkte mich, als hätte ich nie zu ihr gehört. Das bunte Treiben verletzte mein Auge. Ein Einsiedler, der sich auf den Tod vorbereitet, könnte nicht peinlicher berührt vor den Wogen des Lebens zurückweichen, die

in seine Zelle hereinströmen wollen. Ich trug ein Geheimnis in mir, das keinem andern Menschen bekannt war.

Schon wollte ich mich in mein Zimmer begeben, als plötzlich ein kleines Mädchen auf mich zulief, mir fast auf die Füße tretend. Es war ein blondes Kind, anzusehen wie eine thaufrische Rose, dabei mein Liebling, denn es war das einzige Wesen, das über meine Häßlichkeit hinwegsah.

„Ach, was für eine schöne Blume haben Sie da! Schenken Sie sie mir" rief das Kind, ohne weitere Umstände zu machen, und streckte sein niedliches Händchen nach der Blume aus.

„Und was willst Du mit der Blume thun?"

„Ich will daran riechen und nachher ein Blatt nach dem anderen abzupfen. Ich zerzupfe gerne die Blumen. Geben Sie mir sie doch."

Ungeduldig stampfte sie mit dem Füßchen.

„Die Stimme des Schicksals!“ dachte ich und gab dem Kinde die Rose.

Das letzte Blatt der Blume fiel vor meinen Augen ab. Mit welcher Grausamkeit zupfte das hübsche Mägdlein daran, ja sie vergaß sogar zu riechen.

„Also heute!“ sagte ich laut zu mir selbst, als ich mein Zimmer betrat. Und wann? Mit dem letzten Lichtschein des scheidenden Tages. — Lebe wohl, meine Mutter!

Dieser Tag aber war von einer solchen Pracht und Schönheit, daß es den Anschein hatte, als wollte mir die Natur den Abschied schwer machen. In goldenem Schimmer erstrahlten die Berge. Wald und Dickicht war wie in Glut getaucht. Auf den Spitzen der Magnolien und in den Blättern der hohen Bäume glitzerten die Sonnenfunken. Inmitten dieses festtäglichen Glanzes erschienen nur die Cypressen mehr im Dunkel. Der leichte Wind

weckte zuweilen das schlummernde Laub der Mandelbäume. Hinter den entzückenden Gärten, hinter der prächtigen Moschee, deren Minaret scharf von dem wolkenlosen Himmel abstach, hinter den stolzen Portalen des Palastes breitete sich die unermeßliche Meeresfläche aus. Dort im Westen, kaum sichtbar, tauchten die Umrisse von zwei Schiffen auf. Das weiße Segel glitt gleich einem Schatten über die Wellen hin. Und dort am Horizont tauchten noch weitere Schiffe auf. Wohin geht ihre Fahrt? vielleicht in ein glücklicheres Land. Und überall, am Himmel, auf der Erde und auf dem Meere spendet die gütige Sonne ihr reiches Licht.

Weiter hinten ragen die finsteren Berge in die Luft. Die grauen Felsen stoßen dicht an einander und bilden gleichsam eine einzige Mauer. Rosige Schatten ziehen darüber hin. Dort ist der riesige Ai-Petri, der sich halb vermessen wollte, in den Himmel zu schauen.

Unter meinem Balkon rauscht ein Bach. Warum klagt er? Tag und Nacht höre ich sein trauriges Lied und kann es nicht verstehen. Da geht Zeinab. Wie hübsch sie ist! Sie schaut sich um, offenbar fürchtet sie, es möchte sie draußen der Bruder bemerken. Sie hat die Augen einer furchtsamen Gazelle, ein schmales Näschen und volle rote Lippen. Die Glückliche! Auch ihr hatte es die Sonne mit ihrem hellen Scheine angethan . . . Die tartarischen Jungen in ihrem roten Fez lärmten auf der Straße. Gravitätisch schritt Mulla in seinem grünen Mantel und der Tschalma von gleicher Farbe einher. Der hübsche Hassan ritt auf seinem schmucken Pferde vorüber, noch lange tönten die Hufschläge hierher.

Bis in den Abend hinein weilte ich auf dem Balkon und berauschte mich an der schönen Natur. Mit jeder neuen Stunde bot die Landschaft neue Reize. Doch nun ist es Zeit. Ich

fand nicht die Kraft, mich von der Mutter zu verabschieden. Sie allein wird mein Tod schmerzen.

Den Revolver Wolynskys trug ich bei mir — er ist geladen. Schneller! sonst bricht die Nacht herein. Hier wird es bald dunkel, sehr bald. Dann werde ich den Weg nicht mehr finden. Dort im Woronzower Garten habe ich mir schon längst eine Allee gemerkt. Sie liegt oberhalb des Ufers und ist dunkel. Offenbar wird sie wenig besucht und üppiges Gras wuchert überall. Die Allee führt zu einer finsteren Grotte. Diese Grotte ist ein Grab. Man kann den Schuß nicht hören, denn in der Nähe rauscht ein starker Quell. In der Grotte ist es ewig dunkel. Wenn ich mich in ihre Tiefe begebe, wird man mich nicht so bald finden. Ich werde einige Tage hier auf der feuchten Erde liegen, bis jemand auf mich tritt.

Die Cypressenallee ist schwarz, ganz schwarz. Auf den Gipfeln der Bäume ruht noch das Licht der untergehenden Sonne, hier unten aber herrscht eine undurchdringliche Finsternis. Ich sehe, mich selbst nicht . . . Weiter immer weiter! Es ist hier kalt. Rührt daher mein Zittern? Weshalb denn von Furcht befangen sein? Sie lächelte ja, als sie tot im Sarge lag. Also liegt nichts Schreckliches vor mir, was ich will, ist nicht schwer zu thun . . . Pocht mein Herz so oder . . ? Unmöglich! wer sollte sich hierher verirren? Es ist nur Einbildung. Meine erregten Sinne hören das Geräusch von großen schwarzen Flügeln in der tiefen Dunkelheit und ein seltsames Lachen. Da lacht man schon wieder! ja, ganz leise. Rascher, rascher! Man holt mich ein und beugt sich über mich, man läuft neben mir her, ich fühle einen keuchenden Athem, es kommt mir vor, als blicke mir Jemand in das Gesicht. Jetzt höre ich flüstern.

Ja, ja, es ist ein Flüstern. Immer lauter. Ich kann es nicht verstehen. Wer schluchzt da oben? Hoch über den Bäumen. Eine weiße Hand! Wie kommt sie hierher, in diese Dunkelheit? Sie schwebt über mir, sie segnet mich. Wer bist Du?

Gott sei Dank, ich bin an Ort und Stelle. Jetzt verfolgen mich keine solchen Wahnideen mehr. Dagegen ging mir plötzlich ein thörichter Gedanke durch den Kopf. Sollten am Ende auch im Grabe die tollen Fantasien kein Ende nehmen? Wird sich dort auch ein weißes, blasses Antlitz mit dem Ausdruck des Schreckens über mich beugen? Wird dort auch das Ohr trotz des ewigen Schlummers all das Schluchzen und wehmütige Klagen hören?

Hier ist also der Ort, der Ort meiner Wahl. Welch' große Eichen! Welch' langes Leben führen sie, sie wollen gar nicht sterben. Tief wurzeln sie im Boden, sie saugen die Säfte der Mutter

Erde auf und weit in die laue Luft hinein strecken sie ihre Äste. Da erglänzt das Meer, weithin leuchtet sein weißer Schaum. Und hier ragen die Felsen: ewig branden die Wogen dagegen und ewig brechen sie sich an ihrer Macht.

Da ist die Grotte, feuchte Luft weht mir entgegen; noch einige Schritte und ich bin in meinem Grabe.

Am Eingang hielt ich an. So ganz leicht wurde mir mein Vorhaben doch nicht. Wozu brauchte auch das Kind heute alle Blätter abzupflücken, bis morgen hätte die Rose sicher gehalten. Das Schicksal? Ist denn das Scheiden wirklich so herb? Schnell hinein!

O wie düster und widerlich mußte es jetzt in dieser Grotte aussehen! Noch gestern gefiel sie mir, aber jetzt, jetzt flößt sie mir Entsetzen ein. Und doch zieht es mich dorthin. Da ist ja mein Grab, ich habe keine Kraft zum Kämpfen mehr. Es ist Zeit! . . Aber wie seltsam rauscht

heute das Meer? Als wollte es den schweigsamen Felsen eine alte Mähr' verkünden. Stumm hören sie zu, Stunden lang, nein Jahrhunderte lang lauschen sie dem Sang der Wellen. Und lange bevor ich das Licht der Welt erblickt, sind diese Felsen gestanden, lange nachdem sich mein Auge für immer geschlossen, werden sie noch stehen. Diese unerschütterte, unzersetzbare Schönheit wird auch nach meinem Tode prangen und die Menschheit erfreuen .... Ein Druck mit dem Finger und alles ist zu Ende. Ich hätte nicht gedacht, daß es mir so schwer fallen würde, ich hätte es wahrhaftig nicht geglaubt.

Jetzt trat ich in die Grotte. Eine schwarze Bank erhob sich, hinter ihr gähnte die Finsternis. Die Felsen kann man nicht sehen. Unmittelbar vor der Grotte regt sich die grünende Natur, im Dunkel der Nacht erscheint aber alles schwarz. In meiner Nähe fließt ein rauschender Bach .. Nun endlich!

Wie kalt ist daß Rohr des Revolvers! Bei seiner Berührung erbebte ich, wie wenn meine Hand den Rücken einer Eidechse betastet hätte. Nein, meine Grotte war widrig. In dieser Dunkelheit wuchs das Gefühl des Schrecklichen; es war nicht die Dunkelheit, die den Tag über in den Alleen herrscht, denn diese wirkt nur beruhigend; hier aber schien es mir, als hätte sich eine kalte, feuchte Hand auf mein Herz gelegt und drückte es schonungslos so lange, bis der letzte Blutstropfen daraus gewichen. Auch das Gesicht berührt diese Hand, diese glatte, feuchte Hand. Wessen Finger sind es? Oder liegt hier nur Sinnestäuschung vor? Pfui! wie gräßlich! Ich schüttelte von meinem Gesichte die feuchten Tropfen. Aber sie haben sich überall angesetzt, nun haben sie es sogar auf meinen Hals abgesehen. Laut schrie ich auf.

Fort, rasch fort von hier!

Wie sonderbar! Es war die Frau, die hier

zur Geltung kam. Vor dem Tode graute mir nicht, wohl aber vor den kalten Tropfen. Hier auf dem freien Felde ist es besser. Es duftet so schön, als wollten die Blumen die Stirne mit ihren Wohlgerüchen beglücken. Da trat der Mond hervor. Wie herrlich strahlt er, gerade über dem Meere! Ich will zu den Felsen hinüber. Was soll das bedeuten? Ich werde ja ganz sentimental. Ach, wie schön ist diese Natur! Eben jetzt in der Nacht, wo kein Mensch da ist, wo alles Lebendige wie abgestorben ist, wo jeder Mensch in den dumpfen Zimmern weilt.

Zum Meere, rasch zum Meere hin! Dort gelingt es mir besser, mein Vorhaben auszuführen, gerade dort.

Lebe wohl mein grünender, prächtiger Garten! Vom Monde beleuchtet liegst Du da wie ein Wald von Silberbäumen. Wie erfrischend Du bist! Deine Zweige, vom Windhauch berührt

schütten zarte Blüten auf mich nieder. Da trifft eine Blüte mein Gesicht, als wollte sie es liebkosen. Liebkose mich nur! Deine Zärtlichkeit kränkt mich nicht, sie zeigt mir, daß Du mich nicht verachtet hättest .. Da liegst das Meer.

Unruhig brandet es zwischen den Felsen. Von einem Stein auf den anderen springend lief ich bis zum äußersten Felsen, der kühn hervorsprang und in nachdenklichem Schweigen inmitten der ihn umtosenden Wellen dastand. Hier ist mir wohl. Das Wasser spritzt mir ins Gesicht. Es ist hier herrlich. Gleich Schlangen krümmen sich die weißen Wogen zu meinen Füßen. Der Wind weht mich an, erfrischend und ermunternd. Er brachte meinem Herzen Erleichterung. Und er schmeckt nach dem Meere, dieser erhabenen unbezwingbaren Naturkraft. Schon stand der Mond hoch über dem Meere. Sein Licht gräbt Furchen in die Wellen. Wohin führt ihn sein Weg? Vielleicht

nach jenem glücklichen Lande, wo die Träume zur Wahrheit werden? In einer alten Sage wird das Mondlicht auf dem Meere der Weg zum Glücke genannt. Doch Niemanden ist es beschieden, diesen Weg zu betreten.

O, hier ist mir wohl. Hier ist der Gedanke an den Tod der Seele fremd. Ich machte es mir auf dem Felsen bequem und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Es war, als lullte das Meer mich ein. Aus den Klagen der brausenden Wogen tönte mir ein Kinderlied aus alter Zeit entgegen. Schmeichelnd schien es mir zuzuflüstern: „Schlaf ein, Du Dulderin, schlafe ein und wache gesund und glücklich auf. Schlummre sanft!" Von allen Seiten her stürmten die Wellen auf mich ein, als wäre mein Ruheplatz ihr einziges Ziel. Ringsum war keine Menschenseele, kein Schiff, kein Vogel. Nur von der Ferne her klang der schwermütige, feierliche Ruf des türkischen Moscheenwächters.

Tiefe Einsamkeit! Ich schaute lange nach dem Lauf des Mondes und auf den hellen Meerschaum, lange lauschte ich dem eintönigen Lied der Wellen und endlich schloß ich die Augen. Ich schlief fest ein, wie ich schon lange nicht mehr geschlafen. Die ganze Nacht über sang mir das Meer ein zauberisches Wiegenlied. Und die ganze Nacht träumte ich von dem erhabenen, großartigen Meere mit dem silbernen Monde, dem wolkenlosen Himmel und den hellen Sternen darüber.

. . . .

„Was ist das?" Ich erwachte, es war kühl.

Der ganze Osten war in goldenem Glanze gebadet. Auch auf das Meer ergoß sich ein Wiederschein. Gleich einer Flamme züngelte das goldene Licht über die Wellen hin und flammte schließlich am Himmel auf, an dem sich leichte Wölkchen gebildet haben. Ich hatte die ganze Nacht auf dem Felsen zugebracht.

Die Wellen werden noch ebenso zu mir getragen, aber in das Weiß des Meeresschaumes mischt sich das Rosalicht des jungen Morgens. Wie von Brillanten, Rubinen und Perlen glitzerte es und alles scheint zu mir auf die Spitze des Felsens herüberzuleuchten. O, wie konnte ich in diesem Augenblick die Menschen verstehen, die die Natnr liebten, die die Sonne anbeteten. Und wie ist es möglich, sie nicht anzubeten? Da ist sie, die Allmächtige, Schöpferische, in blendendem Strahlenkranze über dem Meere leuchtend! allein über dem leeren, weiten Meere. Da bescheint sie den Ai—Petri, so daß es aussieht, als wären viele Freudenfeuer angezündet.

Du, o Natur, bist allein wahrhaft schön, Du allein veränderst Dich niemals, Du allein schüttest das Füllhorn Deines Glückes über Schöne und Häßliche, Reich und Arme gleichermaßen aus. Du allein bist gerecht. O wie erbärmlich klein erschien mir mein persönliches

Leid im Hinblick auf die Unendlichkeit dieser weiten Welt, im Angesicht der Majestät der erhabenen Sonne und des milden blauen Himmels, der sich über mir wölbt: Was für ein winziges und unbedeutendes Stäublein bin ich, das sich im hellen Schein des täglichen Lichtes leicht verliert! Was sind alle Leiden, Qualen und aller Kummer inmitten dieser Unendlichkeit, die Wärme und Licht ausstrahlt und jedem ihre mütterlichen Arme öffnet!

Und plötzlich regte sich in mir das unbezähmbare Verlangen nach Licht und Wärme, plötzlich ergriff mich die Lust, an dem Meere ehrfurchtsvoll zu weilen, mich an der göttlichen Sonne, ja an dem ganzen Himmel, der in so friedlicher Stille auf mich herniederschaute, zu erlaben, den Wellen zu lauschen und auf das Flüstern des Windes zu horchen, der mir die ernüchternde Kühle gespendet.

Und statt dessen sollte ich das schwarze

Grab mit seiner warmen Feuchtigkeit, mit seiner ewigen Finsternis und Leblosigkeit vorziehen? Plötzlich hob meine Hand hoch den Revolver in die Luft und warf ihn weit hinaus in die Tiefe der schäumenden Wellen. Der Geist schien auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Als wäre der Deckel des Sarges gesprengt, so wurde er sich jetzt erst der Herrlichkeit des Lebens bewußt.

Ja, diese Nacht, diese prächtige südliche Nacht, dieser frische Morgen Angesichts des menschenlosen Meeres ließ mich gesunden. Jedes Mal, wenn ich an das Fenster trete und meine Augen auf die heiße, strahlende Sonne richte, bete ich sie an. Ich will nicht mehr sterben, ich will leben frei von allem Wahn.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.